



Berlin, den 9. Februar 1901.

## Durch Dick und Dünn.

Neun Jahre und zwei Monate ist es her. Da stand, an einem Donnerstag, der General von Caprivi im Reichstag auf dem Kanzlerplatz am Bundesrathstisch und sprach anderthalb Stunden lang. Ueber der deutschen Menschheit große Gegenstände natürlich. Ueber Krieg und Frieden, über politische und wirthschaftliche Bündnisse und über noch Einiges. Er rettete wieder einmal die Zukunft des armen Reiches. Das that er gern. Und als er den Weg zur Rettung gewiesen hatte, erhob er die Stimme und ließ sich also vernehmen: „Ich hoffe, Sie werden mit den Verbündeten Regierungen der Ansicht sein, daß die vorliegenden Verträge geeignet sind, das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern.“ Das erwartete er von den Handelsverträgen, die das Deutsche Reich mit Oesterreich, Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz abschließen und in denen der Zoll für die Tonne Brotgetreide von fünfzig auf fünfunddreißig Mark herabgesetzt werden sollte. Die erste Anregung zu diesen Verträgen war von dem Kaiser Franz Joseph ausgegangen, der zunächst den König von Sachsen und dann Wilhelm den Zweiten dafür geworben hatte. Oesterreichs Sehnsucht nach einem erleichterten Export war alt und begreiflich; den Ungarn namentlich mußte daran liegen, ihr Getreide bequem über die Grenze zu bringen. Bismarck aber war für solche Wünsche nicht zu haben gewesen und hatte, als Herr von Szögyenyi ihn dafür zu stimmen versuchte, jede Erörterung des Themas mit höflicher Entschiedenheit abgelehnt. Nun war die Zeit der Erfüllung gekommen. Acht Tage nach der Rede

des Kanzlers wurden die vier Verträge im Reichstag mit 243 gegen 48 Stimmen angenommen und im tektower Kreishaus sprach am selben Tage der Deutsche Kaiser die Sätze: „Ich glaube, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Trotz Verdächtigungen und Schwierigkeiten, die dem Reichskanzler und meinen Rätthen von den verschiedensten Seiten gemacht worden sind, ist es uns gelungen, das Vaterland in diese neuen Bahnen einzulenkten. Ich bin überzeugt: nicht nur unser Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der anderen Länder, die mit uns bei dem großen Zollverband stehen, werden dereinst diesen Tag segnen“. Es dauerte noch ein hübsches Weilchen, bis auch mit Rußland ein Handelsvertrag fertig war, und der Kaiser griff noch mehrfach persönlich in die Debatte ein. Zu den konservativen Abgeordneten, die dem Vertragsentwurf nicht zustimmen wollten, sagte er: „Sie müssen doch klar darüber werden, wie der Kaiser von Rußland diese Dinge auffaßt. Er würde es gar nicht verstehen können, wie Leute, die bei Hof ein- und ausgehen, die meine Uniform tragen, in einer Sache gegen mich stimmen, die von so weittragender Bedeutung ist.“ An den Grafen Dönhoff-Friedrichstein, der im Reichstag für den Vertrag gestimmt hatte, telegraphirte er: „Bravo! Recht wie ein Edelmann gehandelt!“ Und den adeligen Agrariern rief er zu: „Wie oft haben meine Vorfahren den Irregeleiteten eines einzelnen Standes zum Wohl des Ganzen entgentreten müssen!“ Jedes dieser Worte wurde von trunkenen Cobdenitenschören bejauchzt. Und schließlich rieth selbst Bismarck, der die ersten Verträge als einen verhängnißvollen Fehler bekämpft hatte, die Russen nicht allein in der Kälte zu lassen. Als der Vertrag endlich angenommen war, ging ein Jubeln durchs Land. Ein Kulturwerk von weltgeschichtlicher Bedeutung war geschaffen, die Junkerfronde schmäählich geschlagen, der industriellen Entwicklung die hemmende Schranke weggeräumt, dem Volke, dessen Herzleid so lange den Schlaf der Kommerzienräthe gestört hatte, billiges Brot gesichert. Vergebens erinnerten die nüchtern Geblienen an ein Flugblatt der Freihändler, das die in den neuen Verträgen erreichte Zollermäßigung recht respektlos „eine Lumperei“ genannt hatte. Eine Aera neuer Herrlichkeit war den Deutschen beschieden. Nur Reaktionäre der schlimmsten Art, nur läuderliche Latifundienverwerfer, die aus anderer Leute Taschen ihre Schulden bezahlen möchten, konnten sich solcher Entwicklung nicht freuen. Und der letzte Zweifel an der Dauerbarkeit des Errungenen schwand aus Saint Manchesters Hallen, als der Kaiser den Gedanken, die Regierung

solle den für den Landwirth nicht ausreichenden Getreidepreis mit den vom Grafen Kanitz angedeuteten Mitteln zu heben versuchen, mit dem schroffen Wort abwies: „Sie können mir doch nicht zumuthen, Brotwucher zu treiben“. Wer damals rieth, der Kaiser und König möge für ein bestrittenes handelspolitisches System nicht allzu nachdrücklich sein Ansehen einsetzen, Der wurde beschimpft oder ausgelacht. Es war ja sicher: Millionen werden einst den Tag segnen, der dem deutschen Volk das billige Brot gebracht hat.

Neun Jahre und zwei Monate ist es her. Und nun sollen die Getreidezölle erhöht werden. Die Handelsverträge, deren technische Unzulänglichkeit seitdem in allen Lagern anerkannt worden ist, gelten noch bis zum Ende des Jahres 1903. Dann aber, Graf Bülow hat es im Landtag angekündet, soll das deutsche Getreide gegen den billigen Massenimport geschützt werden. Für einen Zoll von sechs Mark ist im Reichstag eine Mehrheit sicher und auch dem Plan, Rußland einen Vorzugstarif zu bewilligen, sollen schon viele Stimmen gewonnen sein. Natürlich werden die anderen Kontrahenten sich gegen die Zollerhöhung sträuben, unserer Exportindustrie Schwierigkeiten zu machen suchen und noch ist kein Urtheil darüber möglich, was bei Alledem herauskommen wird. Das müssen wir in Ergebenheit abwarten und geduldig inzwischen die Reden hinnehmen, mit denen wir nun schon seit Wochen belästigt werden und die nicht die Spur eines neuen Gedankens zeigen, nicht ein armes Wörtchen bieten, das seit 1879 von Schutzzöllnern und Freihändlern nicht tausendmal wiederholt worden wäre. Außer dem Grüppchen der Freunde lauscht kein Mensch diesen Reden, in den Zeitungen werden sie überschlagen und nur in Bezirksvereinen wird mitunter eine mannhafte Resolution gegen die Brotwucherer angenommen. Das Thema ist uninteressant geworden, die alten Litaneien wirken nicht mehr, und nachdem sogar der Handelstag nur mit Mühe und Noth eine Zufallsmehrheit gegen die Zollerhöhung aufgebracht hat, ist ein ernstler Widerstand nicht zu hoffen und nicht zu fürchten. Noch leben ja Leute genug, die sich erinnern, wie berühmte Reichstagsredner den Weltuntergang prophezeiten, als für Weizen ein Zoll von einer, für Roggen von einer halben Mark eingeführt wurde, und die erlebt haben, daß die deutsche Industrie daran nicht gestorben, das Massenelend dadurch nicht gesteigert worden ist. Auf dem Jahrmarkt der parlamentarischen Eitelkeiten aber werden wir bis tief ins zweite Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts hinein das matte Echo der Reden hören, die Bismarck und Lascher, Tiedemann und Delbrück einst gehalten haben, werden zum abertausendsten Male die Fragen erörtert werden: ob ein billiger Getreidepreis das Glück der

Völker verbürgt; ob das importirende Ausland den Zoll trägt; ob der höhere Zoll auch die Gewährung höheren Arbeitlohnes erleichtert; ob der innere Markt wichtiger ist als der äußere; ob der Kornzoll nur dem Großgrundbesitzer nützt oder auch den Bauern; und so weiter. Wenn man bedenkt, daß der Reichstag im nächsten Herbst die ersetzten Diäten erhalten soll und daß die glücklichen Besizer von Doppelmandaten dann für jeden Redetag mindestens dreißig Mark einsäckeln werden, muß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Auch darauf, daß die Mehrheit nicht klug genug sein wird, ihre paar Gegner verhallende Monologe halten zu lassen.

Undankbar aber wäre es, bis zur Vaterlandslosigkeit undankbar, wenn wir nicht heute schon sagten: Wahrlich, wir werden weise regirt! Dieser Jubelruf könnte Zollfreunde und Freihändler vereinen. In anderen Ländern entschließt man sich schwer zu einer Ummwälzung des ganzen Wirthschaftslebens, und hat man sich, auf den Rath der Sachverständigsten, doch dazu entschlossen, dann bleibt man eine Weile wenigstens bei der Nichtstange zum neuen Bau. Die Verbündeten Regierungen, denen das Schicksal des deutschen Volkes anvertraut ist, sorgen besser für Abwechslung. Sie verbrennen heute, was sie gestern anbeteten, und werden morgen die Asche durchstöbern, um unter den verkohlten Resten wieder einen Fetisch zu finden. Im Jahr 1891 hatten sogar die wüthendsten Cobdeniten sich mit dem Getreidezoll abgefunden, hofften selbst sie nicht mehr, ihn noch geschmäleret oder gar beseitigt zu sehen. Die bismärckischen Gedanken hatten sich in elf Jahren sacht eingelebt, im Wahlkampf war die Zollfrage kaum erwähnt worden und der Behauptung, namentlich der preußische Osten mit seinem unergiebigem Boden brauche gegen die Einfuhr aus Raubbaustaaten einen wirkjamen Schutz, wurde nur selten noch widersprochen. Da kam, was die Theatersprache eine offene Verwandlung nennt: plötzlich war, ohne daß der Hauptvorhang fiel, ein ganz anderes Bild zu sehen. Das Bischen Landwirthschaft, hieß es nun, kann uns nicht zur Weltmacht helfen. Von der Exportindustrie allein kommt uns das Heil. Schiffe müssen wir bauen, Kanäle und Schiffe, um Waaren ausführen, Waaren schützen zu können. Auf nach Asien, nach Afrika, nach Samoa und den Marianen! Neue Märkte brauchen wir; und damit uns auf diesen Riesenmärkten die Konkurrenten nicht schlagen, müssen wir unsere Industriearbeiter billig ernähren. Auf dem Wasser liegt unsere Zukunft und die moderne Parole heißt: Theilung der Arbeit! Mögen Andere, zur höchsten Händlertkultur noch nicht Gereifte, unter milderem Himmel für uns das Brotkorn bauen; wir werden fortan nur die feinste Arbeit noch leisten. Das schien ein System,

schien der bewußte, wohlüberlegte Versuch, britischen Pfaden zu folgen. Kämpfe von einer Heftigkeit, wie das Reich seit Ledochowskis Tagen, Preußen seit dem Militärkonflikt sie nicht mehr gekannt hatte, entbrannten. Ueber die erniedrigte Zollmauer hinweg stürmten die Landarbeiter dem Westen zu, in die Städte. In ganzen Provinzen sahen die Grundbesitzer sich vor die Frage gestellt, ob sie noch ein paar Jahre ohne Ertrag auf der ererbten, überschuldeten Scholle hausen oder sie lieber schon jetzt einem Bankdirektor, Annoncenverleger oder Kohlenhändler verkaufen sollten. Manchmal mußte man fürchten, ein neuer Bauernkrieg stehe dem Reich bevor. Allmählich jänsstigten sich die Gemüther und schickten sich in den Glauben an den deutschen Industriestaat, dessen Geburtstag später noch beglückte Enkel segnen würden. Die ältesten Manchesterstoffe erhielten unter der streichelnden Hand hoher und höchster Herrschaften einen neuen Glanz, die verbsten Agitatorenmittel des demagogischen Freihandels wurden durch den Beifall volksfreundlicher Würdenträger geweiht. Ein Kaiser nannte die Ermäßigung des Kornzolls eine rettende That, nannte den Versuch, den Getreidepreis künstlich zu heben, in schöner Empörung Brotwucher. Zwei Kanzler erklärten, nur ein kleines Häuflein reicher Grundherren habe an hohen Kornpreisen ein Interesse. Solche Ansichten können sich nicht von einem zum andern Tag ändern; sie gehören zur Einheit eines nach sorgsammer Prüfung gewählten Wirthschaftssystems. Und die Verbündeten Regierungen, die sich des rechten Weges bewußt sind, haben ja versprochen, „das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern“.

Das ist neun Jahre und zwei Monate her. Und nun fängt die Sache wieder von vorn an. Nun wird der Getreidezoll erhöht, über den früheren Satz hinaus, und die gerühmte Stetigkeit des Handelsverkehrs in Frage gestellt. Nun wird Richter wie weiland Caprivi sprechen, der in allen Sätteln gerechte Graf Bülow sich als schlichten Landmann produziren und Bebel den Bundesrath mit Brocken aus kaiserlichen Antikornzollreden bewirthen. . . Am Ende wars gar kein System? Doch; das selbe, das wir bewundernd schon im Verkehr mit Buren und Briten, Polen, Welsen und anderen Reichsfeinden, mit Russen und Chinesen angewandt sahen. Ein treffliches System, das keine Langeweile aufkommen läßt und den Völkern die selbständige Bestimmung ihrer Geschicke sichert. Und um dieses höchste Glück mündiger Menschen auf freiem Boden genießen zu können, hat das deutsche Volk im vorigen Jahrhundert vier Kriege zu siegreichem Ende geführt.

## Der platonische Staat.\*)

Der Name Platons steht den berühmtesten des Alterthums nicht nach; und wenn man abzieht von den Lobeshymnen bewundernder Jünger und im Erfolg den Prüffstein für den inneren Werth sucht, so wird man doch stets in Zweifel bleiben, ob die Politik und Kulturpflege eines Perikles, die gewaltigen, ganze Völker umwandelnden Thaten eines Alexander und Caesar den stilleren, aber bis in unsere Tage stetig fortwirkenden Einfluß des Platonismus auf unsere gesammte Geisteskultur aufzuwiegen vermögen. Der Ausspruch Nieysches: „Das Christenthum ist Platonismus fürs Volk“ ist zwar übertrieben. Die Verwandtschaft ist freilich unverkennbar von den ersten Zeiten an, aber sie erklärt sich daraus, daß das Urchristenthum auf die selben allgemein menschlichen religiösen Instinkte zurückgriff, die auch in der platonischen Theologie einen tiefsten Ausdruck gefunden hatten. Aber sobald die christlichen Gemeinden wissenschaftliches Rüstzeug brauchten, um die ungeheure, aber dem Untergang geweihte antike Geisteskultur in der Front anzugreifen, entlehnten sie die Waffen vom Platonismus. In der älteren christlichen Dogmatik steckt mehr Platonismus, als mancher Pfarrer ahnt. Man könnte fast die paradoxe Behauptung wagen, der Heilige Augustin sei ein besserer Platoniker als der letzte Neuplatoniker Kaiser Julian der Abtrünnige. In der Renaissance sähet dann die platonische Bewegung wieder wie ein Thauwind über das Eis der Scholastik, das sich leider und sehr wider Verdienst um den letzten Platoniker Aristoteles kristallisiert hatte. Und bis in unser Jahrhundert dauern die neuplatonischen Bewegungen — bewußt oder unbewußt — beständig fort. Dabei läßt sich die interessante Beobachtung machen, daß Platon reich genug ist, den verschiedensten Zeitströmungen angepaßt zu werden. Bis in die letzten Jahrzehnte war er Patron der christlichen Theologie; die entschiedene Scheidung von der besseren Welt über den Sternen und dem nur vorbereitenden und präsenden Erdenleben galt als sein Hauptverdienst. Noch vor wenigen Jahrzehnten mußte Bonitz sich ernsthafte Mühe geben, um zu zeigen, daß die Beweise für die individuelle Unsterblichkeit der Seele im Phaidon nur für Bekenner der platonischen Ideenlehre bindende Kraft haben und mit dieser stehen und fallen. Neuerdings nun ist das Schlagwort „Sozialreform“; und der Platonismus läßt sich auch hier als Feldzeichen mißbrauchen, am Besten von solchen Forschern, die Sozialreform und Sozialismus einfach verwechseln. Da kommen dann Portraits von Platon heraus, die den Herren Professoren Schmoller und Wagner

\*) Der „Zukunft“ ist aus dem Nachlaß des berühmten, leider zu früh verstorbenen badler Philosophen Ferdinand Dümmler das Manuscript eines „Akademischen Vortrages“ über den platonischen Staat zur Verfügung gestellt worden.

ganz bedenklich ähnlich sehen, und Platon soll womöglich noch geschmeichelt lächeln, wenn jene Herren ihn versichern: „Sie waren doch in einigen Hauptpunkten dem Richtigen schon sehr nah gekommen.“ Bei dieser impertinenten Unsterblichkeit Platons ist eine historische Würdigung des Mannes außerordentlich schwer und in der That kaum angebahnt. Ich will versuchen, die historischen Voraussetzungen zu dem Werk zu geben, das Platon den unverdienten Ruf des Kathedersozialisten verschafft hat, zu seinem „Staat“. Der „Staat“ ist, abgesehen von den nicht selbst herausgegebenen und greisenhaft breiten „Gesetzen“, das umfangreichste Werk des Philosophen; zehn Bücher in 318 Druckseiten. Er ist nicht etwa das wirksamste Werk Platons gewesen, noch auch das, aus dem seine philosophische Eigenart am Deutlichsten hervorleuchtete. Schon zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Werkes gesteht Polybios, daß die Lecture auch für den gebildeten Griechen schwer sei. Bis auf seine Zeit hatten die philosophischen Staatstheoretiker sich weit mehr an die aristotelische Politik angeschlossen, die in lebhafter Anlehnung an und Opposition gegen die platonische Theorie entstanden war. In der Generation nach Polybios folgt dann wieder eine neuplatonische Stimmung, die zum Theil direkt auf den Meister zurückgreift und der sich Cicero anschließt; durch ihn sind dann einzelne platonische Ideen zu Augustin gelangt. Viele Leser hat das Werk im Alterthum niemals gehabt. Einzelne Paradoxien, wie die Weibergemeinschaft oder die vielbesprochene platonische Zahl, die in mystischer Zusammensetzung ausdrückt, wann auf eine Blütheperiode naturnothwendig die Decadence folgen müsse, wurden sehr bald sprichwörtlich, beförderten aber natürlich die eingehende Lecture des Werkes nicht. Und doch ist der „Staat“ das Werk eines halben Menschenlebens und von gewaltiger innerer Tragik.

Man muß sich die historischen und politischen Verhältnisse Athens in der Jugend Platons vergegenwärtigen, um zu verstehen, was der „Staat“ bedeutet.

Platon war im Jahre 728/7 geboren, als Sohn des Ariston und der Periktione, in einem hocharistokratischen und reichen Hause, von mütterlicher Seite mit dem großen Solon und den Häuptern der dreißig Tyrannen Kritias und Charmides verwandt. Wenige schienen wie er berufen, durch Abstammung und Beanlagung eine politische leitende Stellung in der Vaterstadt einzunehmen. Die entsetzlichen Katastrophen, die seine Lehrjahre abschlossen, verleiteten ihn diese Laufbahn für immer und veranlaßten ihn, nach neuen Zielen eines menschenwürdigen Daseins zu suchen, die die Antike bisher nicht gekannt hatte. Etwa mit zwanzig Jahren gerieth er in den Bann des großen, scheinbar plebejischen Herenmeisters Sokrates, der aber nach dem Maßstabe der antiken Demokratie einer der schlimmsten Reaktionäre war, die je gelebt haben. Die wiedererstarkte Demokratie wußte wohl, weshalb sie ihn zum Giftbecher verurtheilte, wenn auch das Mittel falsch war,

seinen Einfluß aus der Welt zu schaffen. Wenige Jahre vorher hatte Platon den Zusammenbruch der oligarchischen Reaktion unter den dreißig Tyrannen erlebt; er hat seine Anverwandten Kritias und Charmides niemals preisgegeben; noch in hohem Alter hat er ihnen in seinen Schriften prächtige Denkmale errichtet und vielleicht hat er ihre Regierungsmaßregeln weitgehend gebilligt. Aber ihre Herrschaft hatte Ströme von Blut verlangt und Blutvergießen war Platons Sache nicht; auch sah er jedenfalls die Ausichtslosigkeit jedes oligarchischen Reaktionsversuches im vierten Jahrhundert voraus.

In den Dienst der restaurirten Demokratie konnte er sich erst recht nicht stellen; der Tod seines Lehrers hatte ihm blickartig die Augen geöffnet darüber, was Rede- und Gedankenfreiheit in einer extremen Demokratie bedeuten. Die nächste Arbeit gilt nun dem Andenken des verehrten Lehrers, wobei aber die eigenen Ziele ganz unwillkürlich klar und immer klarer hervortreten. Der ungeheure Reiz der Figur des Sokratis, die von Platon unvergänglich geprägt worden ist, besteht nicht zum geringsten Theil in dem humoristischen Getümmel der Gegensätze, das in seiner äußeren Erscheinung fast zur Karikatur kristallisirt ist. Außerordentlich sorgfältig die Züge des echt athenischen kleinen Philisters gewahrt, der sich in der perikleischen Epoche der Geistesaristokratie durch eigenes Nachdenken den Zutritt zu der besten Gesellschaft gebahnt hat, aber mit einer fast pedantischen Bescheidenheit sich und den Anderen seine eigentliche Unbedeutendheit beständig ins Gedächtniß ruft. Philiströs antik ist auch absichtlich das Verhältniß des Sokrates zu seiner Vaterstadt geschildert. Sein tapferes Verhalten als Landwehrmann wird als ganz selbstverständlich behandelt. Die Feldzüge waren seine einzigen Reisen, dafür vermied er aber in Athen die heimischen Penaten so viel wie möglich, war den ganzen Tag auf der Straße, und wo Zwei oder Drei kanngießerten, war er plötzlich unter ihnen und warf ihnen ein Problem vor. So ist er in seinem äußeren Auftreten ein durchaus nicht bestechender Typus des durch den peloponnesischen Krieg großgezüchteten Plebejers. Echt altoäterisch athenisch ist es auch, wenn er noch im Kriton die Aussicht, ins Ausland zu fliehen, als vollkommen gleichwerthig mit dem Tode erklärt und den einheimischen Befehlen gehorchen will, auch wenn sie ihm Unrecht thäten.

Und doch bringt Niemand deutlicher zur Empfindung als Platon, daß mit diesem disputirkräftigen Steinmeyersohn eine neue Zeit beginnt. Nicht mit dem Strom schwimmend sucht er etwa für sich möglichst viel Vortheil zu erwerben, sondern allen Menschen ist er im Weg, da er ihnen die Wichtigkeit ihrer Ansprüche nachweist, woraus dann die pietätvollen Schüler seinen Unter gang erklärten. Alles sucht er vernunftgemäß zu ergründen oder unerbittlich abzutragen; dabei hat er aber doch seine private göttliche Stimme, die ihn beräth, das Dämonium, das Platon in perfider Weise ironisch und ehefürchtig



zugleich behandelt. Seine Kunst oder Wissenschaft behauptet er zu verstehen, aber allen Professionisten ist er überlegen, eine allgemein menschliche, gewissermaßen stofflose Genialität leuchtet in diesem wunderbaren Manne zum ersten Male empor, die von einer gewaltigen Individualität getragen gewesen sein muß, um einen Menschen wie Platon so zu fesseln, mochte Sokrates auch äußerlich die Akturen des braven Kunstbruders nicht verleugnen. Diese Macht der souverainen Persönlichkeit bricht denn in der platonischen Apologie auch schon in mächtigen Akkorden hervor, um so hinreißender, je treuer die trockene Szenerie der Gerichtsfigung äußerlich bewahrt ist. Wie Sokrates hier ausführt, daß sein ganzes Wirken auf eine Weisung des delphischen Gottes zurückgehe und daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, auch auf die Gefahr hin, den hohen Geschworenen zu mißfallen, mit anderen Worten, daß es einen inneren Beruf gebe, dem man folgen müsse, allen staatlichen Verböten zum Trost: Das ist bereits die Erkenntniß, zu der sich Platon mehr als zwanzig Jahre später, als er seinen „Staat“ herausgab, nach schweren Kämpfen wieder durchgerungen hat, und die Rechenschaft darüber, wie er zu dieser Einsicht kam, ist der Zweck der Publikation des „Staates“, keineswegs irgend welche rosigte Hoffnungen, die Menschheit durch vergossene Rinte zu bessern und zu befehren. Vor allen Dingen nicht die Demokratie der eigenen Vaterstadt. Hier rechnete Platon, der bald in der ganzen griechisch sprechenden Welt als Hauptstamm und Stierde Athens galt, in den maßgebenden Kreisen kaum auf Leser. Es läßt sich kaum etwas Verlehrteres denken als die moderne Sucht, den Sozialreformer Platon als zürnenden Richter der zu seiner Zeit zu individualistisch und kapitalistisch ausgeprägten Demokratie entgegenzustellen. Von dieser erwartete er überhaupt keine Besserung. Das hat er mehr als einmal mit wünschenswerther Klarheit ausgesprochen. Seine Abrechnung mit der athenischen Demokratie legt er schon wenige Jahre nach dem Tode des Sokrates in dem Dialog Gorgias in einer Form vor, die wenig geeignet ist, Mißverständnisse aufkommen zu lassen. Wahrscheinlich war es dieser Dialog, der die Augen von ganz Hellas auf Platon lenkte; ein ähnliches Werk war noch nicht dagewesen. Der Dialog ist gehalten im gebildeten Konversationston der besten Gesellschaft — kleine Ueberschreitungen dieses Tones werden stets deutlich gerügt —, die Unterhaltung findet statt in dem vornehmen Hause des Kallikles, der den berühmten Lehrer der Beredsamkeit Gorgias und seinen Schüler Polos zu Gast hat und gewissermaßen als lokale Ehrengewürdigkeit auch den komischen Sokrates mit einigen Freunden eingeladen hat. Sokrates zeigt sich nun sofort von der gewohnten unliebenswürdigen Neugier, indem er Gorgias zu einer Begriffsbestimmung der Rhetorik zu veranlassen sucht; und indem er ihm das Zugeständniß abnöthigt, daß das Ziel der Rhetorik Ueberredung zum Wahrscheinlichen, nicht Ueberzeugung zur Wahr-

heit sei, zwingt er ihn, anzuerkennen, daß die Rhetorik nicht die wünschenswerthe Kunst der Kunst sei, sondern einer höheren Disziplin zu ihrer Anwendung bedürfe. Durchaus nicht besser geht es dann dem Schüler des Gorgias, Polos, der die Niederlage seines Lehrers mit falscher Scham in moralischen Fragen zu entschuldigen sucht und seine ersten Thesen wieder aufnimmt, aber von Sokrates bald mit Meisterschaft auf den selben Sand gesetzt wird. Interessant wird dann die Diskussion namentlich durch das endliche Eingreifen des Kallikles, der sich zwar als Schüler der anwesenden Rhetoren bekennt, aber sich sofort rühmt, sie an Konsequenz und Klarheit weit zu übertreffen. Er wirft Beiden Pruderie vor und Sokrates jubelt ihm mit wundervoller Ironie zu, daß er endlich einen ganz offenen Menschen gefunden habe, an dem er seine Ansichten prüfen könne, wie das Gold am Probirstein. Die ganze Frage sei bisher zu eng gestellt worden; es handle sich nicht allein um den Werth der Rhetorik und der Philosophie, sondern darum, wie überhaupt zu leben sei. Und da seien Macht und Genuß die höchsten erstrebenswerthen Ziele, Tugend und andere hochtrabende Ausdrücke ganz unwesentliche Phrasen. Die größte Tugend sei im Grunde die stärkste Genußfähigkeit, die Menschheit zerfalle von Natur in Herren- und Sklavennaturen, und nur für die Sklaven sei Das gerecht, was gewöhnlich als gerecht gelte: der Vortheil der Herrschenden. Sokrates setzt auch diesen Vertreter des Uebermenschen mit seiner erbarmungslos pedantischen Induktion langsam, aber sicher auf den Sand. Die Schrift, die jedenfalls bald nach 395 erschienen sein muß, ist am Geeignetesten, in den Geist Platons einzuführen. Alle Grundlinien des „Staates“ sind hier bereits gelegt. Mächtig durchweht diesen Dialog das hohe sittliche Pathos, das sich Platon als eine Auszeichnung wegen vielfach bewiesenen Muthes gestatten durfte. Jugendlich erbittert und übertrieben ist die Entrüstung gegen die Rhetorik; sie ist aber aus den Zeitverhältnissen erklärlich. Die Rhetorik war in der That als eine Giftpflanze von Sizilien herübergekommen nach Athen, aber sie gebieth nur als Symptom, nicht als Ursache des Verfalls. Allerdings können wir Platon für seinen Argwohn gegen das rhetorische Gift nicht dankbar genug sein. Sein tiefer Griff in die lebenskräftige, volksmäßige attische Umgangssprache hat auf Jahrhunderte hinaus die griechische Sprache — in ihren besseren Vertretern — vor rhetorischer Verflachung bewahrt. Immerhin ist der Instinkt Platons gegen die Rhetorik, der sich schon im Gorgias deutlich offenbart, also durchaus berechtigt. Nachdem sich die Griechen genug wirkliche Aderlässe zugefügt hatten, konzentrierte sich ihre Streitkraft mehr und mehr auf die spitzen Zungen; und dem Römer des ersten Jahrhunderts vor Christus ist der Graeculus mit Recht der Mann, der nach zwanzig Minuten Bedenkzeit im Stande ist, Alles logisch zu rechtfertigen. Platon sah diese Gefahr im Gorgias voraus und hat sie in klassischer

Weise festgelegt. Daß er zu düster für seine Zeit sah, ist kein Vorwurf für ihn. Er konnte den ungeheuren Erfolg, den er selbst als Gründer der attischen Geistesphilosophie davontragen sollte, noch nicht ahnen. Er geht mit einem großartigen Muth dem in der öffentlichen Meinung entschieden begünstigten Gegner zu Leibe und formulirt das Problem mit echt spekulativer Ungerechtigkeit. Was soll das Lebensziel sein: Rhetorik und ungerechter Genuß oder Philosophie und Gerechtigkeit? Dabei schleudert Sokrates dem Gegner, dem er mit grandioser Grausamkeit unter den Klammern seiner Dialektik den Athem benimmt, fast höhnisch das nahezu christliche Dogma in die Zähne: Unrecht leiden sei in jedem Fall besser als Unrecht thun. Und zum Schluß bricht schon hier der gewaltige Theologe durch, trotz der ausdrücklichen Versicherung, daß die Betrachtung der diesseitigen Dinge vollkommen genüge, um zu erweisen, daß Gerechtigkeit mit den größten Misserfolgen glücklicher mache als Ungerechtigkeit mit dem größten Erfolg und daher keine transszendente Vergeltung nöthig sei.

In diesem großartigen Dialog ist Alles aus einem Guß. Er ist der athenischen Demokratie gewidmet, die einem Sokrates den Giftbecher reichte und deren große Politiker von den Perserkriegen bis auf die letzte Vergangenheit einer herben Kritik unterzogen werden. Bedeutsam erscheint hier schon der Tyrann als Gegenstück zum Philosophen, auf Erden wie nach dem Tode, und sehr deutlich ist der Demokratie gesagt, daß ein Mann, der Etwas von sich halte, seine Kräfte nicht in ihren Dienst stellen könne, sondern Vernünftigeres zu thun habe, auch wenn ihm das souveraine Volk zum Dank dafür den Giftbecher kredenze. Nach etwa zwanzig Jahren sind die sittlichen Ideale Platons die selben geblieben wie in der Jugendzeit, aber sie haben sich gemessen und sind gereift in Konkurrenz und Kampf mit einer zweiten Verfassungform, der Tyrannis, über die wiederum der Verfasser des „Staates“ wie ein Totenrichter sein Urtheil abgibt. Es sind die beiden Worte „Sophist“ und „Tyrann“, die der Haß Platons für alle Zeiten neu geprägt hat. Beide sind ursprünglich ganz indifferente Bezeichnungen. Den Sophisten hat Platon als Folie für seine Sokratesfigur vom einfachen Lehrer zum Truglehrer und Scheinweisen umgestempelt; und nach seinen eigenen trüben Erfahrungen hat er den Namen Tyrann zur Bezeichnung des Abgrundes menschlicher Schlechtigkeit umgewerthet. Ursprünglich bedeutet der Name nur „Herrscher“ und dann im siebenten und sechsten Jahrhundert, enger gefaßt, die Männer, die nicht auf Grund von Erbrecht nach längerer Unterbrechung wieder Monarchien aufrichteten. Platon erst macht die Gerechtigkeit und Weisheit zum einzigen Merkmal, wonach man einen wahren König, den besten aller Menschen, von einem Tyrannen, dem Inbegriff aller Verworfenheit, unterscheidet. Wer ist nun der Unterscheidende? Natürlich der Wissende, der Philosoph;

und er ist auch der allein zur Herrschaft berufene oder wenigstens der berufene Vormund des Herrschers. Es wird kein Ende des Elends eintreten, lautet die berühmte Paradoxie, worin der „Staat“ gipfelt, ehe nicht die Philosophen Könige werden oder die Könige philosophiren. Mit diesem Gedanken war es ihm vollkommen Ernst und er hat versucht, ihn zu verwirklichen. Nur eine Monarchie von beschränkter Ausdehnung, in der der Herrscher unbefchränkte Macht hatte, dachte er sich reformsähig und er hat mitunter die Hoffnung gehegt, daß er die beiden sizilischen Dionysen, die ihm später zu seinem schwarzen Bilde des Tyrannen die Farben lieferten, zu philosophischen Herrschern umgestalten könne. Wie sehr die soeben in Athen ausgebreitete ethische Bewegung auch in Syrakus schon in Mode war, geht am Besten daraus hervor, daß der ältere Dionys drei seiner Töchter nach ethischen Begriffen der sokratischen Philosophie genannt hatte: Ἀρετή, Σοφροσύνη und Δικαιοσύνη, Tugend, Besonnenheit und Gerechtigkeit. An diesen Hof, wo der üppige Sokratiser Kristipp, der sich übrigens offen zu seiner Genußlehre bekannte, schon mit vieler Grazie den philosophischen Clown spielte, kam nun auch Platon, zuerst zwischen 389 und 387.

Platon war nicht gesonnen, die Philosophie als Würze der Tafel abzugeben. Er sah in dem Tyrannen nur das Werkzeug, seine Ideale durchzuführen, und seine vulkanische Beredsamkeit schlug bald die Bahnen ein, in denen der Gorgias gewandert war; außerdem soll Platon damals sein Keuferstes gethan haben, den Tyrannen nicht nur als das schlechteste, sondern auch als das elendeste und verächtlichste Wesen unter der Sonne darzustellen. Kein Wunder, wenn diese Vormundschafft einer richtigen und normalen Tyrannennatur, wie es Dionys I. war, nicht zusagte. Mit Mühe retteten Platons Freunde sein Leben. Der Tyrann bestand aber auf Platons sofortiger Abreise und veranlaßte den Schiffskapitän, ihn auf Megina, das damals in Fehde mit Athen lag, auszusetzen. Die Folge war, daß er, als Athener, als Sklave versteigert wurde, und nur durch einen glücklichen Zufall kaufte ein entfernter Bekannter, ein einem dorischen Staat Angehöriger, ihn frei. Platon hätte damit eigentlich von der in der Tyrannis durchzuführenden Sozialreform genug haben können, — und theoretisch ist er auch fertig mit allen Hoffnungen und Entwürfen. Thatsächlich hat er sich aber noch zweimal an den sizilischen Hof begeben, einmal vielleicht mit neu belebten Hoffnungen auf Verwirklichung der Ideale seines Lebens, das letzte Mal nur, um schwebende persönliche Differenzen durch seine Autorität zu heben, beide Male mit unmittelbarer Gefahr für sein Leben. Er hatte in dem Schwager des älteren und Onkel des jüngeren Dionys, Dion, einen begeisterten Anhänger seiner Ideale gefunden, mit dessen Hilfe er hoffen durfte, sie zu verwirklichen. Zeitweise scheint die ernstliche Absicht bestanden zu haben, den

jüngeren Dionys für die Philosophie zu gewinnen. Er war von seinem Vater absichtlich in Unbildung, mit Tischlerarbeiten und ähnlichem Zeitvertreib, aufgezogen worden, um ungefährlich zu bleiben, und nun nahen ihm als Thronfolger sehr verschiedene Rathgeber: die Einen, die ihn, um ihn auszubeuten, in das leichte Getriebe des Lebensgenusses herabzogen, eine Partei, die an ihre Spitze den schlauen Historiker und Theoretiker der Tyrannis, Philistos, aus der Verbannung zurückrief, auf der anderen Seite Dion, der jeden guten Keim hervorzulocken und zu pflegen suchte und in dem jungen Monarchen einen glühenden Ehrgeiz weckte, den hervorragendsten Philosophen seiner Zeit an seinem Hofe zu haben. Das verschaffte Platon ums Jahr 368 einen glänzenden Ruf nach Syrakus. Er wurde mit fürstlichen Ehren empfangen, sah aber bald, daß der jüngere Tyrann noch weniger als der ältere ein brauchbares Werkzeug seiner Pläne sein würde, obwohl er sich anfangs gefügig zeigte und seinen Lebenswandel vollständig änderte. Während er früher mitunter neunzig Tage in einem Zuge gekehrt hatte und seinen vernünftigen Menschen vor sich ließ, waren jetzt die Korridore des Königspalastes erfüllt vom Sandstaub der Geometrietreibenden, sagt Plutarch in seiner vorzüglichen Biographie des Dion. Während Dion anfangs seinem Neffen ganz loyal zur Seite gestanden und auch Platon vielleicht seine Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte, stellte sich der junge Tyrann immer mehr als unfähig und sichtlich verderbt zugleich heraus und die Differenzen zwischen ihm und Dion, der schon vor Platons zweiter sizilischen Reise verbannt war und bei dessen Freunden in Griechenland gastliche Aufnahme gefunden hatte, beginnen, den Charakter einer Kronstreitigkeit anzunehmen. Im Jahr 361 ist Platon zum dritten Male in Syrakus, um persönlich zu vermitteln. Unter dem Vorwande persönlicher Ehrung wird er in der Gardelafeme auf der Burg einquartirt und seine unteritalischen pythagoreischen Freunde, an ihrer Spitze der tapfere Archytas von Tarent, vermögen nur durch eine kleine Flottendemonstration den Tyrannen zum Freigeben seines vornehmen Gastes zu veranlassen. Wie Dion dann zum Schwerte griff, wie er die Tyrannis stürzte, um selbst elend zu Grunde zu gehen: Das sind Ereignisse, die der politischen Geschichte angehören. Die ergreifende plutarchische Biographie geht zum Theil auf Zeitgenossen, Freunde und Genossen Platons und Dions zurück und zeigt deutlich, was Platon in Sizilien einst gewollt hatte, zeigt freilich auch, auf welchem gefährlichen Grat der philosophische Herrscher wandelt und wie leicht der Fall ist vom Uebermenschen zum Unmenschen, vom philosophischen König zum Tyrannen. Der mit platonischer Philosophie genährte Dion hat die nöthige Brutalität nicht gehabt, diesen Schritt mit Konsequenz zu vollziehen. Nachdem er einigen dienstwilligen Kreaturen die Erlaubniß gegeben hatte, seinen politischen, allerdings ganz nichtswürdigen Gegner Herakleides zu töten,

verlor er die Gewissensruhe; und als man ihm das Komplott gegen sein eigenes Leben deutlich anzeigte, sagte er, er wolle von nichts wissen: es sei besser, zu sterben, als in Furcht vor Freunden zu leben. Die Meuchelmörder hatte sein athenischer Gastfreund Kallippos, ein Schüler Platons, gedungen, der später von dem selben Schwert fiel, das die Brust Dions durchbohrte. Die Syrakusaner bereuten den Mord ihres Befreiers bald und begruben ihn auf dem Markte. Die Grabinschrift soll Platon gemacht haben. Sie ist schön, aber unecht.

Daß die beiden Dionysie versagten, daß Dion seine politischen Pläne nicht durchsetzte, ist vielleicht für Platon weniger schmerzhaft gewesen, als daß Dion eigentlich sein ganzes Traumbild vom philosophischen Herrscher ad absurdum geführt hat. Es heißt, die Akademie sei nach 361 ein Kriegslager gewesen, ihre jüngeren Mitglieder, voran Platons Nefle und Nachfolger Speusippos, hätten sich Dion thätig angeschlossen, Platon selbst habe sich wegen seines Alters zurückgehalten. Wahrscheinlich erhoffte er damals aber keinen Erfolg vom Schwert mehr und sah das trübe Ende der dionischen Bewegung voraus. Schon gegen das Jahr 370 findet sich im „Gastmahl“ ein Rückblick auf die früheren Ziele und Thätigkeiten, der mit einer heiteren Resignation in den Hafen des Lehrberufs einmündet und auf die Präntension, Staaten zu bessern und zu befehren, wie auf eine überwundene Kinderkrankheit zurückschaut. Aber Jahrzehnte lang hat Platon an seinem weltverbessernden Traum gehangen, immer wieder hat er gedacht, irgend ein intelligenter Monarch werde ihm sein Reich zur Verfügung stellen, um die Rolle des Solon und Pythagoras zugleich zu spielen, und die im „Staat“ zusammengefaßten Ausführungen sind die sehr ernstlich gemeinten Äußerungen über diese Träume. Der Staat ist schon etwa im Jahre 370, und zwar bereits in einem Moment der Depression, herausgegeben worden. Deshalb ist der äußeren Anordnung der einzelnen Theile auch keine große Sorgfalt gewidmet. Die verschiedensten politischen Anschauungen, wie sie in mehr als zwanzig Jahren in sehr verschiedenen Stimmungen niedergeschrieben wurden, sind aneinandergereiht und Widersprüche, zum Theil mit Absicht, stehen gelassen worden. Die zuletzt ausgeführten Partien beherrscht schon die Einsicht, daß es sich um zerbrochene Ideale handle, daß der Musterstaat vielleicht irgendwo im Himmel, sicherlich aber nirgends auf Erden zu finden und zu verwirklichen sei. Von ganz anderer jugendfroher Begeisterung und von hoffnungsmüthigem Optimismus sind die früheren, eigentlich aufbauenden Partien, die in moderner Zeit Platon den Ruf des großen Sozialreformators verschafften, auf die aber Platon selbst als gereifter Mann wie auf Knabenträume zurückschaute. Der Platon, der den „Staat“ publizirt, ist ein resignirter Mann; er hofft nicht mehr, als Sozialreformer zu wirken. Aber er hat sich seiner Jugendpläne und Ideale nicht zu schämen und legt sie, locker geordnet, der

Kritik vor, ohne viel Rücksicht auf Beifall oder Tadel. Platon ist der erste Athener, der den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit mit feierlichem Protest außerhalb der Bürgerpflichten verlegte, der in seinem Lehramt Entschädigung fand für die ihm versagte Herrscherrolle im Staat; aber er ist noch antik genug, um ernsthaft und feierlich von diesem Schritt Rechenschaft abzulegen, und daher ist sein „Staat“ stets eine wichtige Hauptquelle für antikes Empfinden überhaupt, das hier am Reinsten ans Licht tritt, wo es im Begriff ist, sich der Nacht zu vermählen.

Professor Dr. Ferdinand Dümmler.



## Epistel an Deutschlands junge Dichter.

**I**ch habe heut meinen zornigen Tag,  
 Da ich gern die Wahrheit sagen mag;  
 Mögt Ihr, wenn Ihr meine Weisheit vernommen,  
 Auch Euren zornigen Tag bekommen!  
 So hört! Die deutsche Dichterei  
 Reißt mir mein blutrothes Herz entzwei,  
 Kein ehrlich Wort, kein Stank noch Ruch,  
 Es liegt auf Allem wie ein Fluch:  
 Bläßblaue Träume auf schwebenden Sohlen,  
 Sehnsüchte, krank mit zuckendem Mund,  
 Gefühlchen, — und Alles müd und wund.  
 Da könnte der Teufel den Teufel holen!

Ich will Euch sagen, damit Ihr es wißt,  
 Was schuld an all dem Unglück ist!  
 Schuld an der ganzen Erbärmlichkeit  
 Ist, daß Ihr zu literarisch seid!  
 Ihr schaut nicht mehr aus blißblanken Augen,  
 Ihr fragt nicht, kann mir das Mädcl taugen,  
 Ihr lebt nicht, Ihr Kerle, keine Spur:  
 Ihr dichtet und dichtet und dichtet nur!  
 Anstatt das Leben fest zu umfassen,  
 Das Leben zu leben in Worten und Bangen,

Ganz der Seligkeit hingegeben,  
 flieht Ihr ängstlich das warme Leben,  
 fahelt von Liebe und Leid und Weh  
 Auf Eurem stöhnenden Kanapee,  
 Müßt mit verschwommenen Säuglingsaugen  
 Verse aus Euren Nägeln saugen  
 Und seid literarisch! Ach laßt mich aus!  
 Und dichtet Euch tot im Kaffeehaus!

Und solche weichbeinige, schlappe Gesellen  
 Wagen Goethe als Muster hinzustellen!  
 Du Herrlicher, ganz aus Fleisch und Blut,  
 Ganz Leben, Sinnesfreude und Gluth,  
 Mit achtzig Jahren hatt'st Du mehr Leben  
 Als diese flaumbärtigen, müden „Ephelen“,  
 Mehr Jugend und loderndes Feuer im Leib  
 Und Freude am Tag und Wonne am Weib  
 Als all diese Kanapeepoeten.

Du solltest mal unter die Sippe treten!  
 Doch nein, Du thätest mir leid. Nein, nein!  
 Wie Göt, den Burschen zur Schur und Pein,  
 Streck ihnen was Andres zum Fenster herein!  
 Poß Donner, wird Das einen Schrecken geben!  
 Wie werden sie bleich sich vom Sofa erheben,  
 Die müden Eider zögern empor;  
 Werden aber bleiben wie ehe zuvor:  
 „Der Mond, der gelbmüde Mond“. . .

Gebt Acht,

Daß er Euch nicht mondsüchtig macht!

Ihr Literaten, verachtet mich!  
 Was für ein garstiger Kerl bin ich!  
 Und doch, Gottlob, mir ist wieder gut,  
 Mein Ekel schrumpft, es ebbt mein Blut.  
 Will irgend ein Enkelkind Goethes umfassen,  
 Ich will mich vom Leben warm küssen lassen!

Prag.

Hugo Salus.



## Boles.

**I**n Bekannter erzählte mir mal die folgende Geschichte:

Als ich Student in Moskau war passirte es mir, daß ich neben einer „Soldaten“ wohnte; Du weißt doch? Sie war Polin und hieß Theresia. Eine Große, tief Brunette, mit schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen und mit einem breiten Gesicht, groß, grob, wie mit der Axt ausgehauen. Mir jagte sie einen Schreck ein durch den thierischen Glanz ihrer dunklen Augen, ihre tiefe Bassstimme, ihre Droschkentuschermanieren, durch ihre ganze große, muskulöse Figur eines Marktweibes . . . Ich wohnte auf dem Boden und ihre Thür war meiner gegenüber. Ich pflegte meine Thür niemals aufzumachen, wenn ich wußte, daß sie zu Hause war. Das passirte aber natürlich selten. Manchmal begegnete ich ihr auf der Treppe oder auf dem Hof; und sie lächelte dann, mit einem Lächeln, daß mir gierig und cynisch vorkam. Ofters habe ich sie betrunken gesehen, mit blöden Augen, zerzaust und ganz besonders ekelhaft lachend . . . In solchem Zustand sagte sie dann zu mir: „Seien Sie gesund, Panje Student!“ Und dumm lachte sie, ganz laut, so gellend, daß sie meinen Ekel gegen sich noch vergrößerte. Ich wäre aus der Wohnung gezogen, um solche Begegnungen und Begrüßungen loszuwerden, aber mein Stübchen war so nett, ich hatte eine so weite Aussicht aus dem Fenster, die Straße war so ruhig . . . Ich zwang mich also, die Sache zu ertragen.

Eines Morgens war es. Ich wälze mich auf der Chaiselongue umher, suche nach Gründen, die mich bestimmen könnten, heute die Vorlesung nicht zu besuchen, — plötzlich geht die Thür auf und diese ekelhafte Theresia läßt auf der Schwelle ihren Bah ertönen. Wieder höre ich:

„Seien Sie gesund, Panje Student!“

„Was wünschen Sie?“ sage ich. Ich sehe in ihrem Gesicht einen verlegenen, bittenden Ausdruck. Einen für sie ungewöhnlichen Ausdruck.

„Sehen Sie, Panje, ich möchte Sie um eine Sache bitten . . . Sie werden mir Das nicht abschlagen!“

Ich liege da, schweige und denke: Eine Falle! Das ist nichts mehr und nichts weniger als ein Angriff auf meine Keuschheit! Rimm Dich zusammen, Zunge!

„Sehen Sie: ich möchte einen Brief nach der Heimath schicken“, sagt sie flehend, leise, zaghaft.

Ach, denke ich, hol' Dich der Teufel! Also gut! Ich streße auf, setze mich an den Tisch, nehme Papier und sage: „Kommen Sie herein, setzen Sie sich und dictiren Sie . . .“

Sie kommt herein, setzt sich und sieht mich mit verlegener Miene an.

„Nun, an wen ist also der Brief?“

„Warschauer Eisenbahn, Stadt Swiemiensy, an Boleslaw Kapshut.“

„Was soll ich schreiben? . . . Reden Sie . . .“

„Mein lieber Boles . . . mein Herz . . . mein einzig Geliebter . . . Wäge Dich die Mutter Gottes erhalten! Mein goldenes Herz, warum hast Du so lange Deinem sich nach Dir sehnenen Täubchen Theresia nicht geschrieben?“

Ich hätte beinahe laut aufgelaht. „Sehnenes Täubchen“ von zwölf Verschof Länge, mit einer Riesentage und einer so schwarzen Frage, als ob das

Täubchen sein ganzes Leben lang Schornsteine gefegt und sich nie gewaschen hätte! Ich nehme mich mit aller Gewalt zusammen und frage: „Wer ist denn dieser Boles?“ (Boles heißt im Polnischen: Krankheit.)

„Boles, Panje Student“; sie schien beleidigt zu sein, weil ich den Namen verunstaltet hatte. „Er, Boles, ist mein Bräutigam.“

„Bräutigam?“

„Und warum ist der Pan so verwundert? Kann ich denn, ein junges Mädel, keinen Bräutigam haben?“

Sie ein junges Mädel? Das ist nicht übel! „O, weshalb denn nicht! Es passieren ja allerlei Sachen . . . Und ist er schon lange Ihr Bräutigam?“

„Im sechsten Jahr.“

Oho! denke ich . . . Na, nun hatten wir den Brief fertig. Der ist aber zärtlich und verliebt geworden, muß ich Ihnen sagen, daß ich beinahe gern mit dem Boles getauscht hätte, wenn die Schreiberin nicht gerade Theresia gewesen wäre, sondern eine Andere, ein Bißchen Kleinere als sie.

„Nun danke ich Ihnen von ganzer Seele, Panje, für den Dienst!“ sagt Theresia zu mir und verbeugt sich. „Vielleicht kann ich Ihnen auch mit Etwas dienen?“

„O nein! Ich danke bestens!“

„Aber vielleicht haben das Hemd oder die Hosen vom Pan Löcher?“

Ich fühle, daß ich wegen dieses Weibstücks roth werde, und erkläre ihr ziemlich barsch, daß ich ihre Dienste nicht brauche.

Sie geht.

Seitdem waren zwei Wochen verstrichen. Es ist Abend . . . Ich sitze am Fenster, pfeife vor mich hin und überlege, wie ich meine Gedanken von der eigenen Person ablenken könnte. Das Wetter macht faul, man hat keine Lust, irgendwohin zu gehen, und aus Langeweile beschäftige ich mich mit Selbstanalyse. Das ist übrigens auch ziemlich langweilig; aber ich hatte zu nichts Anderem Lust. Die Thür geht auf. Gott sei Dank: es kommt Jemand . . .

„Hat der Pan Student nichts Williges zu thun?“

Theresia! Oh . . .

„Nein . . . und was sonst?“

„Ich wollte den Pan bitten, noch einen Brief zu schreiben.“

„Bitte . . . An Boles?“

„Nein, jetzt schon von ihm . . .“

„Was?“

„Ach, ich dummes Frauenzimmer! Panje, verzeihen Sie, ich habe nicht richtig gesagt! Sehen Sie, jetzt brauche nicht ich den Brief, sondern eine Freundin . . . Das heißt: nicht eine Freundin, sondern . . . ein Bekannter. Er kann selbst nicht schreiben . . . Er hat aber eine Braut, auch so wie ich . . . Theresia . . . Da wird der Pan also vielleicht einen Brief an diese Theresia schreiben?“

Ich sehe sie an; sie macht eine verlegene Miene, ihre Finger zittern, sie spricht wirres Zeug und . . . ich fange an, zu errathen.

„Also, meine Gnädige“, sage ich, „Sie haben keinen Boles und keine Theresia; all Das lügen Sie zusammen. Bei mir gelingt Ihnen die Sache nicht und ich habe keine Lust, mit Ihnen eine Bekanntschaft anzuknüpfen . . . Haben Sie verstanden?“

Plötzlich gerieth sie in merkwürdige Angst, wurde ganz verwirrt, trat von einem Bein auf das andere, immer auf dem selber bleibend, und bewegte unformlich ihre Rippen, als ob sie Etwas sagen wollte, ohne es doch herauszubringen. Ich warre, was aus Alledem werden soll, und sehe und fühle, daß ich mich wohl geirrt habe, als ich sie verdächtigte, mich vom Wege der Tugend ablocken zu wollen. Hier scheint doch etwas Anderes vorzuliegen.

„Pan Student“, fängt sie plötzlich an, macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand, dreht sich zur Thür um, — und Eins, Zwei, Drei war sie draußen. Ich blieb mit einem sehr unangenehmen Gefühl im Innern zurück. Ich höre, wie bei ihr die Thür ins Schloß fällt, so recht laut; das Frauenzimmer scheint wüthend geworden zu sein. . . Ich überlegte hin und her. . . Endlich denke ich: Ach was, ich gehe zu ihr, rufe sie zurück und schreibe Alles, was sie verlangt. Ich trete in ihre Stube, sehe, sie sitzt am Tisch und preßt den Kopf zwischen den Händen zusammen. „Hören Sie mal“, sage ich. . .

Zimmer, wenn ich die Geschichte erzähle und an diese Stelle komme, habe ich ein unbehagliches Gefühl. . . Solche Dummheit! . . .

„Hören Sie“, sage ich. . .

Sie springt auf und geht auf mich zu; ihre Augen funkeln und sie beginnt, während sie ihre Hände auf meine Schultern legt, mir zuzusüstern. . . ober richtiger: in ihrem Haß zu murmeln. . . „Nun also was? Nun? So! Nein, es giebt keinen Boles, nein. . . Es giebt auch keine Theresal! Und was schert Sie Das? Ihnen ist es schwer, mit der Feder über das Papier zu fahren, ja? Ach, Sie! Und noch dazu so ein kleiner, Weißer! Es giebt Keinen, keinen Boles, keine Theresal, nur ich allein bin da. Was, was denn nun?“

„Erlauben Sie“, sage ich, den dieser Empfang in Verlegenheit bringt, „was ist denn los? . . . Boles giebt's nicht!“

„Giebt's nicht. Schön. Also was dann?“

„Und Theresal ist auch nicht da?“

„Und Theresal auch nicht! Ich bin Theresal!“

Ich verstehe kein Wort. Bloße sie an und versuche, festzustellen, wer von uns Beiden verrückt geworden ist. Und sie geht wieder an den Tisch, wühlt dort herum, kommt an mich heran und sagt beleidigt: „Wenn es Ihnen schon so schwer fiel, zu schreiben: so, da haben Sie, nehmen Sie Ihr Schreiben! Und mir werden es Andere aufschreiben!“

Ich sehe. . . ich halte in der Hand den Brief an Boles. Pfui!

„Hören Sie mal, Theresal, was bedeutet das Alles? Wozu brauchen Andere für Sie zu schreiben, da Sie Das, was ich geschrieben habe, doch nicht weggeschickt haben?“

„Wohin?“

„Na, an den Boles?“

„Den giebt's doch aber nicht!“

Ich verstehe ganz und gar nichts. Da kann man doch nur ausipucken und weggehen. . . Aber sie klärte mich auf. „Was denn?“ sagt sie, wieder beleidigt; „er ist nicht da, ist eben nicht da!“ Und sie fährt mit den Händen durch die Luft, als ob sie nicht verstände, warum er nicht da sei. „Aber ich möchte,

daß er da wäre . . . Bin ich denn nicht ein Mensch wie Alle? Natürlich, ich . . . ich weiß. Aber es schadet doch Keinem, wenn ich ihm schreibe!"

„Erlauben Sie . . . wenn denn?“

„Na, Boles!“

„Er existirt doch aber gar nicht!“

„Jesus Maria! Was schadets, daß er nicht da ist? Ist nicht da; und ist doch, als ob er da wäre! . . . Ich schreibe ihm und so ist's, als ob er da wäre! . . . Und Theresa: Das bin ich; und er antwortet mir und ich wieder ihm . . .“

Ich hatte verstanden . . . Ich empfand einen solchen Schmerz, mir wurde so schlecht zu Muth, ich schämte mich so . . . Nicht neben mir wohnt ein Mensch, zu dem auf der weiten Welt Niemand liebevoll, herzlich ist, und dieser Mensch erfindet sich in seiner Noth einen Freund.

„Sehen Sie. Sie haben mir einen Brief an Boles geschrieben und ich gab ihn einem Anderen, der ihn mir vorlesen sollte; und wenn man ihn mir vorliest, horche ich auf und denke, daß Boles da ist. Und bitte, einen Brief von Boles an Theresa zu schreiben . . . an mich. Wenn man mir einen solchen Brief aufschreibt und vorliest, dann denke ich erst recht, daß Boles da ist . . . Und dadurch wird mir mein Leben leichter!“

. . . Ja, so . . . Hol' es der Teufel! Nun, seit diesem Tage fing ich an, regelmäßig zweimal in jeder Woche Briefe zu schreiben, erst an Boles und dann die Antwort von Boles an Theresa. Diese Antwort schrieb ich gut . . . Sie pflegte zuzuhören und heulte . . . heulte in ihrem häßlichen Haß. Und zum Dank dafür, daß ich durch die Briefe von dem nur in ihrer Einbildung lebenden Boles sie zu Thränen rührte, stopfte sie mir sämtliche Böcher in den Strümpfen, Hemden und anderen Kleidungsstücken. Dann, ungefähr drei Monate nach diesem Vorgang, wurde sie wegen irgend einer Sache ins Gefängniß geschleppt. Und jetzt ist sie gewiß tot.

. . . Mein Bekannter schüttelte die Asche von der Cigarette ab, sah nach oben und fuhr fort: „Ja, ja . . . je mehr Bitteres der Mensch gekostet hat, um so gieriger lauert er auf das Süße. Und wir verstehen Das nicht, wir, die wir in unsere abgemuhten Tugenden gekleidet sind und durch den Weißrauch der Eigenliebe und den Dunst des Unfehlbarkeitsglaubens gehindert werden, einander klar zu erkennen . . . Es kommt ziemlich dumm und sehr grausam heraus . . . Das sind sozusagen gefallene Menschen . . . Und was sind denn gefallene Menschen? Vor allen Dingen doch: Menschen, der selbe Knochen, das selbe Blut, das selbe Fleisch, die selben Nerven wie bei uns. Das erzählt man uns Jahrhunderte lang, Tag für Tag. Und wir hören zu und . . . Der Teufel weiß, wie blödsinnig Das ist! Sind wir denn schon ganz taub geworden durch diese laute Predigt von der Humanität? . . . Im Grunde genommen, sind wir ja selbst auch Gefallene . . . Gefallen in den Abgrund der Eitelkeit, des Wahns von der Ueberlegenheit unserer Nerven und unserer Gehirne über die Nerven und die Gehirne der anderen Menschen, die nur weniger schlau sind als wir . . . Na, übrigens . . . genug davon. Das sind so alte Geschichten, daß man sich beinahe schämen muß, noch darüber zu sprechen. Sehr alte Geschichten, ja . . .“



## Die Hypotheken-Retter.

**B**eneidenswerth sind die im Glauben Starke, die gegen jedes Gebrechen ein Heilmittel wissen. Auch den Hypothekenbanken empfehlen sie jetzt eine Kur, die absolut sicher helfen soll. Doktor Eisenbart, der die Leute auf seine Art kurirt, ruft: Keine Pannbrieftausgabe mehr, es sei denn, daß eine öffentliche Akterperschaft sie bewirkt! Und das Echo antwortet ihm aus den Winkeln: Schlagt die Hypothekenbanken tot, denn eine aus ihrer Mitte hat gesündigt!

Traurig ist es, daß mit glänzenden Namen ein verbrecherisches Treiben Jahre lang gedeckt werden konnte, und der Lohn, den die böse That nach dem Strafgesetzbuch finden kann, dünkt Manchen mild, im Vergleich zu dem Schaden, der einem bisher blühenden Zweig des Bankgewerbes und der gutgläubigen Masse des Publikums, dem jeder Pfandbrief gleichwerthig schien, nun erwachsen ist. Die Sucht, die Sünden Einzelner auf die Seelen Derer zu wälzen, die den wirklichen Sündern und deren Geschäftsgebarung zwar feindlich gegenüberstanden, die aber in der selben Geschäftsbranche thätig sind, hindert sogar Männer, die durch Volkswahl zu Hütern der Gesetzgebung bestellt sind, mit freiem Blick über Zufälle hinwegzuschauen und das Wesen von der gedrehtlichen Form zu trennen. So nur ist die wirtschaftliche Quacksalberei zu erklären, die jetzt den Bestand der Hypothekenbanken gefährdet. Die armen Gesetzgeber, die das Reichs-Hypothekenbank-Gesetz und das Gesetz über die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schulverschreibungen zu verantworten haben, seufzen unter dem zum Ueberdruß oft wiederholten Vorwurf, sie hätten ihr Pensum, vielleicht unter dem Einfluß von Ferienstimmungen, in recht ungenügender Weise absolvirt. Das ist aber natürlich, da die Vorschläge, die von sachverständigen Männern in der Reichstagskommission gemacht worden waren, fast ausnahmslos abgewiesen wurden. Das Gesetz über die Obligationäre wurde in wahnsinniger Hast durchgepeitscht, — und siehe da: bei der ersten Gelegenheit, wo es sich bewähren soll, versagt es. Heute wird bei einigen Spielhagen-Gesellschaften die Auklösung vorbereitet; aber die gesetzlichen Vorschriften kennen eine freiwillige Abwicklung der Geschäfte, die zum Ende des Unternehmens führen soll, überhaupt nicht, sondern nur flotte Weiterarbeit oder Konkurs. Will eine Hypothekenbank liquidiren, so bleibt ihr, selbst wenn keine Ueberschuldung vorliegt, nur die Anmeldung des Konkurses übrig, um die schwebenden Verbindlichkeiten abzuwickeln. Auf die freiwillige Liquidation passen in keiner Weise die gesetzmäßigen Vorschriften, namentlich auch nicht die das Amt des Treuhänders treffenden Bestimmungen. Die Wirrnis geht so weit, daß dieser Beamte, der doch als Vertreter der Inhaber von Schulverschreibungen gedacht ist, direkt gegen das Interesse seiner Auftraggeber verstoßen muß, wenn er sich innerhalb des gesetzlichen Rahmens bewegen will. Er darf keine zur Deckung der Hypothekenspfandbriefe dienenden Hypothekeninstrumente aus seinem Gewahrsam herausgeben, selbst wenn dadurch die einzige — auch von den Obligationären gebilligte — Möglichkeit geboten wäre, eine von ihnen selbst gewünschte Liquidation herbeizuführen. In der Praxis bliebe, wollte man die über den menschlichen Satzungen stehenden Forderungen des Rechts und der Billigkeit erfüllen, nur ein Ausweg: während der Auflösung einer Gesellschaft müßte der Treuhänder auf seine Funktion verzichten und die Gläubiger-Vertretung an seine Stelle

räden. Freilich ist auch dieser Weg nur gangbar, wenn die staatliche Aufsichtsbehörde so einsichtig ist, ihn zu billigen, ohne sich an den starren Buchstaben des mangelhaften Gesetzes zu halten, dessen Unzulänglichkeit jezt Jeder erkennt.

Die Entscheidung der vielen in Bezug auf die Liquidation von Hypothekendarlehen schwebenden und vom Gesetz unbeantwortet gelassenen Zweifelsfragen ruht in den Händen des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Dieser vielgeplagte Mann würde gern auf das ihm übertragene Amt verzichten; denn er kann mit Recht geltend machen, daß das Gedeihen der Landwirtschaft, der Domänen und Forsten ohne jede Beziehung zu der Thätigkeit der Hypothekendarlehen sei, besonders, seit diese Institute sich fast vollständig von der Beleihung ländlicher Grundstücke zurückgezogen und der Creditirung des städtischen Grundbesitzes ihr Interesse zugewandt haben; nur die Landchaften haben noch ein Anrecht auf die Fürsorge des Landwirtschaftsministers. Doch findet sich kein ehrgeiziger Kollege, der das Erbe dieses Ministers anzutreten geneigt wäre; nicht einmal der Finanzminister will es, und wäre es selbst *cum beneficio inventarii*, in seine vielvermögende Hand nehmen. Die Wasserwirtschaft ist ein viel begehrtes Streitobjekt geworden und lüstern recken sich aus dem Landwirtschaftsministerium die Hände, um sie aus dem Gewahrjam des müden Herrn Thielen zu nehmen. Jeder aber scheut sich vor der Last der Verantwortung, die ihm die Staatsaufsicht über die Hypothekendarlehen aufbürden müßte. Und gefällige Schreiber suchen inzwischen die weise öffentliche Meinung mit dem Trost zu beschwichtigen, nur eine geringe Ausdehnung der staatlichen Nachbefugnisse sei nöthig, um im gesammten Bankwesen die schönste Ordnung zu sichern. Das ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Man will nicht zugeben, daß eine wirksame staatliche Kontrolle der Sicherheit der als Unterlage für Pfandbriefe dienenden Hypotheken unmöglich ist, und empfiehlt als einfachstes Mittel, das alles Uebel beseitigen werde, die unerwartete Revision der Banken, durch die sich leicht die Bonität einer Anzahl durch Stichprobe ausgewählter Hypotheken ermitteln lasse. Weshalb dann wohl die löbliche Staatsregierung bis heute noch nicht von diesem Mittel Gebrauch gemacht hätte? Sollte sie es aber schon angewandt haben, so lehrt gerade der Erfolg oder Mißerfolg, daß es unwirksam war. Das Recht zu jeder Art von Revision ist der Aufsichtsbehörde im Paragraphen 4 des Hypothekendarlehengesetzes gewahrt, worin es unter Anderem heißt: „Die Aufsichtsbehörde ist befugt, alle Anordnungen zu treffen, die erforderlich sind, um den Geschäftsbetrieb der Bank mit den Gesetzen, der Satzung und den sonst in verbindlicher Weise getroffenen Bestimmungen im Einklang zu erhalten. Die Aufsichtsbehörde ist namentlich befugt, erstens: jederzeit die Bücher und Schriften der Bank einzusehen sowie den Bestand der Kasse und die Bestände an Wertpapieren zu untersuchen, zweitens: von den Verwaltungsorganen der Bank Auskunft über alle Geschäftsangelegenheiten zu verlangen.“ Es klingt recht naiv, wenn offiziöse Federhelden erklären, eine Bankverwaltung, über der stets das Damoklesschwert einer außerordentlichen Revision schwebt, werde sich wohl vor einer unsoliden Geschäftsführung hüten. Der „Vorwärts“ hat mit Recht an eine vor bald zwei Jahren erschienene Schrift von Mag Wittenberg erinnert, in der die Pflichten der Aufsichtsbehörde, die ja schon vor dem neuen Gesetz bestand, nachdrücklich hervorgehoben waren.

Es handelt sich ja aber nicht mehr darum, Verschuldungen festzustellen, sondern darum, einem neuen Fehltritt der Gesetzgebung vorzubeugen. Vor Allem sollten sich nicht die Parlamente der Einzelstaaten, sondern der Reichstag mit einer Aenderung der Gesetzgebung für die Hypothekendarlehen beschäftigen, wie ja auch bisher das Reich ihre Befugnisse geregelt hat. Die Bemühungen, dem Treuhänder das Recht einer materiellen, nicht nur formellen Prüfung der Hypotheken zu verleihen, werden in erster Reihe zu erörtern sein. Will man hierin Nützliches erreichen, dann muß diesem Beamten die Mitwirkung an der gesammten Geschäftsführung gestattet werden. Ja, er hätte sich um den Betrieb eingehender zu kümmern als die einzelnen Mitglieder der Verwaltung und müßte in sich die Kenntnisse und Fähigkeiten all dieser Personen vereinen. Ein solcher Musterbeamter wird freilich kaum irgendwo zu finden sein. Das Gesetz räumt der Regierung das Recht ein, für jede Bank einen Staatskommissar zu bestellen. Von dieser Befugniß ist gerade bei der Preussischen Hypotheken-Aktien-Bank Gebrauch gemacht worden, ohne daß dadurch das Unglück verhütet worden wäre. Mit dem System, Staatsbeamte nur im Nebenamt mit der Aufsicht über die Hypothekendarlehenbanken zu betrauen, sollte endlich eben gebrochen werden. Eine so schwierige Funktion, wie sie hier nothwendig ist, erfordert ganze Männer mit ungetheilter Arbeitskraft. Von der Beschränkung der Pfandbriefausgabe auf landschaftliche Kreditinstitute verspreche ich mir keinen Erfolg; denn diese Vereinigungen haben sich unfähig gezeigt, die Bedürfnisse des Realkredits auch nur annähernd so rasch und sachgemäß zu erkennen und zu befriedigen wie die privaten Hypothekendarlehenbanken. In der Zeiten Hintergründe schlummert die Verstaatlichung dieser Banken. Die Regierungen werden sich an einen solchen Gedanken gewöhnen müssen. Lynkeus.



## Notizbuch.

**V**ordenave, der berühmteste Theaterdirektor des vorigen Jahrhunderts, sagt, als er Seine Königliche Hoheit den Prinzen Albert Eduard von Wales aus: Ranas Garderobe durch das winklige Coulißentrevier bis zum Ausgang geleitet hat: *Il est un peu muze tout de même.* Das klingt nicht sehr respektvoll, ist auch nicht nett von dem Mann, dessen star die Nächte Seiner Hoheit erhellt. Doch diese unfreundliche Ansicht wurde auch in Deutschland lange getheilt. Albert Eduard galt nicht für besonders intelligent, galt, namentlich, seit seine Intimität mit den Charakter-Männern bekannt geworden war, für einen nicht ganz klaren Herrn und nach dem Katechismus bürgerlicher Korrektheit lebende Familienvater hätten ihm ihres Hauses Thür nicht geöffnet; die Mütter erst recht nicht. Jetzt ist er von Gottes Gnaden König geworden, hat den Namen gewechselt, — und jetzt lesen wir staunend von den hohen Herrschergaben und von dem festen, ritterlichen Charakter Edwards des Siebenten. Ein wahrer Segen, daß die Reporter endlich England verlassen haben! Die gute alte Wicky hatten sie schon zu einer Heiligen geschminkt, den König und seine arme Königin „in Wort und Bild“ aufgeputzt; nächstens wäre nun der

junge Herr an die Reihe gekommen, der zwar krank, aber selig ist, weil er den etwas romponirten Titel eines Prinzen von Wales nicht zu tragen braucht. In all dem Geschwäg über die britische Landbestrauer, die Berufung des Oberhofmarschalls Gulemburg und des Oberhoffriseurs Haby und ähnlich wichtige Dinge war nur die Behauptung werthvoll, der Deutsche Kaiser sei in England der populärste Mann. Das klingt sehr glaublich. Nie hat ein Monarch einem bedrängten Volk einen größeren Dienst erwiesen als Wilhelm der Zweite den gegen die Buren kämpfenden Briten. Nie hat ein Souverain eine formale Titelverleihung mit so weithin tönendem Dank aufgenommen wie der Deutsche Kaiser seine Ernennung zum britischen Feldmarschall. Er hat sich sechzehn Tage in England aufgehalten, seinen ältesten Sohn und seinen Bruder hinbefohlen, an der Küste einen stattlichen Theil der Schlachtflotte versammelt, dem Earl Roberts seine Verehrung bezeugt und die im Transvaalkrieg verwundeten Soldaten im Spital aufgesucht. Sollen die Engländer dafür nicht dankbar sein? Das sind nicht mehr dynastische, sondern politische Vorgänge. Und noch ehe Eduard der Siebente zu dem vor ihm knienden preussischen Kronprinzen die von Salisbury diktierten Sätze sprach, fiel an der Newa das Wort: „Das Bündniß ist fertig.“

\* \* \*

Für die deutsche Armee, die bisher mit dem nach dem Entstehungsjahr 1888 benannten Gewehr \*) ausgerüstet war, ist eine als Gewehr 98 bezeichnete neue Waffe angenommen worden. Schon sind die Truppen der ostasiatischen Expedition und einzelne andere Truppenteile damit ausgerüstet worden und bedeutende Mengen sollen zur weiteren Vertheilung bereit liegen. Wir haben damit seit dem letzten Feldzug uns das vierte Gewehr geleistet, wovon zwei in die Regierungszeit des jetzigen Kaisers fallen, während fast alle anderen Staaten sich in diesen drei Jahrzehnten mit zwei Typen begnügen konnten und nicht schlecht dabei gefahren sind. Es hieß und heißt in der Presse allgemein, das neue Gewehr sei lediglich eine Modifikation oder Verbesserung des bisherigen. Was der preussische Kriegsminister am zwanzigsten Februar 1900 in der Budgetkommission des Deutschen Reichstages darüber äußerte, war nicht erschöpfend. Er sagte nämlich nur, man würde Mausers geniale Erfindung, ein vortreffliches Schloß, bei der Neubeschaffung von Gewehren einführen, und bemerkte dazu ergänzend, ein Nachtheil der jetzigen Gewehre sei nur, daß sie in Folge des neuen Pulvers sich verhältnißmäßig schneller abnutzen, als erwartet war. Thatsache ist, daß das neue Gewehr von Grund aus von dem bisherigen abweicht und in allen Theilen anders konstruirt ist. Es war längst ein offenes Geheimniß, daß das Gewehr 88 konstruktiv — und Manche wollen behaupten, auch ballistisch — nicht auf der Höhe stand, und für den Sachverständigen wirkt es erheitend, zu beobachten, daß in dem selben Maße, wie die Vorzüge des neuen Gewehres in den Himmel gehoben werden, damit unbewußt die Fehler des bisherigen, die so lange keine Fehler sein durften, als solche gekennzeichnet werden. „Mausers geniale Erfindung“ ist, wenn auch nicht in gleicher Vollkommenheit wie heute, der Gewehr-Prüfung-Kommission schon vor Einführung des Gewehrs 88 angeboten worden. Damals mußte die G. P. K. ihr „eigenes System“ haben, das mit einigen Aenderungen — die nicht immer Verbesserungen waren — dem System Mannlicher nachempfunden war. Jetzt endlich hat

\*) S. Zukunft Band 17 S. 561 und Band 22 S. 599.



man damit gebrochen und ein System Mauser angenommen, also ein System des Mannes, dem die Armee auch das vorzügliche Gewehr M/71 verdankte. Die neue Waffe 98 hat mit der bisherigen Waffe 88 nur die Bohrung gemein oder, wie der Waffentechniker sich so poetisch ausdrückt, „die Seele“. Die zwei Gewehre verwenden die selben Patronen, nicht aber die selbe Munition; beide Begriffe bedeken sich nicht, denn für den Gebrauch moderner Handfeuerwaffen kommt es nicht nur auf die Patronen, sondern auch auf die Art ihrer Gruppierung an, um ihren Gesechtswert voll auszunützen. Unter den unzähligen Artikeln, die die deutsche Presse über das Gewehr 98 gebracht hat, hat nicht einer auf die Bedeutung der Verschiedenheit zwischen der Munition 88 und der Munition 98 in diesem Sinn hingewiesen. Thatsächlich haben wir heute bei den gleichen Patronen nicht nur zweierlei Gewehre, sondern auch, so paradox es auch klingt, zweierlei Munition. Die Patronen der Munition 88 sind in Blechrahmen eingeschlossen und diese werden mit den Patronen in das Gewehr gesteckt. Die Patronen der Munition 98 sind mit ihrem Boden lose an schmale Blechstreifen befestigt und werden ohne diese in die Waffe eingeführt (abgestreift). Ein Truppentheil, der mit Gewehren 88 ausgerüstet ist und Munition 98 erhält, ist außer Stande, ein schnelles Feuer oder gar ein Schnellfeuer abzugeben, und einem Truppentheil mit Gewehren 98, der auf dem Schlachtfeld Munition 88 erhält, ergeht es nicht viel weniger schlimm. Wenn, wie es doch seit Jahrzehnten als Evangelium gepriesen wird, die Einheitlichkeit der Munition in der ganzen Armee der wichtigste Faktor für einen geregelten Munitionersatz und die Grundbedingung für den dauernden Gesechtswert einer im Uebrigen tüchtigen und mit guten Gewehren bewaffneten Infanterie ist, so hat das deutsche Heer entgegen Allem, was darüber gesagt wird, zur Zeit keine einheitliche Bewaffnung, sondern befindet sich in einer Uebergangsperiode, wie wir sie noch nicht erlebt haben. Möge sie nicht unheilvoll werden!

\* \* \*

Herr Bresselt, der Minister gegen Preußens Handel und Gewerbe, hat den Handel ein nothwendiges Uebel genannt. Der Minister eines deutschen Kleinstaates war anderer Meinung. Er hat gesagt: „Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtigt, sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unseres Welttheils ist schon in Besitz genommen, Aemter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von Dem, was durch und vorbei geht, einen starken Gewinn: sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth der Menschen unentbehrlich gemacht hat? Unsere Göttin süßet freilich lieber den Delzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen theilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre geschäftigen Diener geholt hat. Nicht in Zahlen allein erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Günstigkeit wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.“ Dieser Kollege des Herrn Bresselt war nur in Weimar Minister. Aber er hat den Faust geschrieben.

## Böcklin.

Durch das dunkle Blau des Wassers, das kein Lufthauch kräuselt, gleitet lautlos ein Kahn. Keine Wölfe folgt seiner Spur, kein Menschenauge grüßt ihn von dem Eiland her, dem der Ferge mit sanftem Ruderschlag ihn entgegenführt. Still ist's auf dem Meer, still in dem Himmel, dessen düstere Gewitterwölbung dünne Strahlen fahlen Lichts niedersendet, still in dem Kahn, der einen Toten zur letzten Stätte trägt. Es ist kein Ort des Grauens, kein acherusisches Sumpfgelände, in das die Sonne nie farbigen Abglanz des Lebens schickt, keine Pharaonengrabkammer, deren ungeheure Quadern dem Tagesgestirn und der von ihm gezeugten Wüstengluth kein Spältchen öffnen. Zwar scheint auch im ragenden Reich des weißen und bräunlich grauen Kratergesteins kein Vogel zu nisten und einen Lebenden sucht dort vergebens der Blick. Doch der Fels, um dessen Wand ein Hauch frommer Helden Schönheit weht, ist bis zur höchsten Spitze mit dunkelgrünem Gesträuch bewachsen, allerlei Gräser stahlen sich durch den Stein und Riesenchypressen beschatten der Insel ruhige Majestät. Den Samen trugen einst wohl rastende Vögel herbei. Und auch Menschen müssen die starre Klippe schon erklettert haben; scheidend ließen sie die Zeichen menschlicher Kunst zurück: eine Mauer schützt den Stein vor dem Wogenprall, in Marmorrahmen fügen helle, geräumige Gräfte sich in den Fels und weiß glänzt ein von Künstlerhand geschaffenes Thierbild unter Cypressen hervor. Ist dieses Riff, das Natur und Kunst gütig schmückten, wirklich die Insel der Toten? Quer über den Bord des Kahnes ist ein Sarg gestellt. Weiß ist die Decke, Blumen liegen darauf, Rosen wohl, rothe, und nie welkender Lorbeer, und leuchtend weiß ist die Gestalt, die aufrecht hinter dem Totenschrein steht. Ein Genius, der einen aus frohem Schaffen gerissenen Helden liebevoll geleitet? Der Priester einer fernen, verschollenen Religion? Ein trauerndes Weib, das dem Theuersten folgt, ohne dem Ziel der Fahrt nachzufragen? Kaum ist von dem weiß verhüllten Leib die Umrißlinie zu erkennen. Drüben erst, auf dem festen Land, wird er sich entschleiern. Zur Totenseier, die beginnen soll, sobald das Gewitter ausgetobt hat. Auf Marmor ruht dann der Sarg, der Deckel wird aufgethan und leiser Abendwind wärmt die eisige Schläfe des zum letzten Schlummer Gebetteten. Ein Hüne ist's, Einer vom ausgestorbenen Riesengeschlecht; nicht überlang zwar der Leib, doch breit die Brust, mächtig der Schädel; schneeweiß das dicke Haar und der Bart. Nicht gleicht er einem Abgelebten, eher Einem, der sich nach harter Arbeit zu kurzer Schöp-

ferrast hingestreckt hat; immer ist's, als müßten unter dem vorspringenden Stirnknochen die großen Höhlen sich öffnen und eines Augenpaares Strahl Himmel, Erde und Meer beleben, die ganze seelenvoll stille Natur. Wer weiß? . . . Laßt nur die Nacht erst nahen. Dann taucht aus der Fluth wohl ein Triton auf, räkelt sich auf der Klippe, bläst, um die Wogen zu rufen, auf der gewundenen Muschel ein Stück und findet mit spähem Auge den fremden Gast. Den fremden? Nein: Der da ruht, ist dem Meeremann nicht fremd. Den sah er oft. Der lud oft ihn zum Spiel in den Wellen. Amphitrites Sohn winkt und bläst die feuchte Verwandtschaft heran, lachendes Volk aus der Tiefe, das an der ersten Menschenleiche nun leiden lernt. Den lustigsten Najaden, die sonst nichts im leichten Sinn hatten als den Wunsch, die Männchen zu locken und zu narren, trübt sich jetzt der Blick, den dicksten Meerlämmeln, die eben noch brünstig hinter den weichen Leibern der Fräulein her waren, rinnt eine Zähre in den zottigen Bart und hart am Ufer quakt der Froschkönig gar jämmerlich. Der Trauerlärm weckt auch auf dem Lande den Widerhall, das verstreute Gebein der böotischen Nymphe, die dem großen Pan Liebe versagte, beginnt zu tönen, Dryaden, Panisken und anderes Waldvolk eilt herbei und mischt sich in der Leidtragenden Schaar. Und da hebt sich Aphrodites heiteres Haupt aus dem Schaum; ein blauer Delphin trägt sie, grüner Flor umflattert die strohenden Lenden. Wer weiß? Das Lächeln der thalassischen Göttin ließ aus den Grüften des Meeresgrundes schon neues Leben sprießen; am Ende kost es den Riesen im Steinsarg wach. Er richtet sich auf, stüzt den vom langen Schlaf dumpfen Kopf auf die berbe Hand und starrt aus weit geöffneten Augen in die vom letzten Schein des im West verglühenden Himmelslichtes erhellte Welt. *Vita somnium breve* . . . Ist der Traum ausgeträumt? Und ist dieses Riff, das Natur und Kunst mit ihren Schätzen schmückten, wirklich die Insel der Toten? Kein düsterer Trauerpomp, kein Kreuz und kein schwarzes Bahrtuch; nirgends die bleiche Bäfermiene, die im Reich des von zitternden Asiaten erfonnenen Rachegottes die Sünder schreckt. Roth sinkt, ohne im Weh des Scheidens zu erlassen, die Sonne ins Meer. Der Fährmann, den der Erwachte fragen könnte, ist schon fern und das Waldvolk, das Meergewimmel weiß nichts von der Menschenwelt, ihren Vorstellungen, ihrem Mythos und Wahn. In seinem Steinsarg sitzt der von Anadyomenes Lächeln Geweckte und sinnt. Da er das Haupt wendet, trifft sein Blick die weiß verhüllte Gestalt. Sie will er fragen: Bin ich auf der Insel der Toten? Von der also Angerufenen fallen die Schleier. Um eine Schulter nur und um die Hüften

schmiegt sich noch ein leichtes Gewand. Aufrecht steht sie und stolz; ein junges Weib, das in lächelnder Zuversicht himmelwärts schaut. Sie reckt den Arm: und aus dem rothen Gewölk nahen geflügelte Diener. Ein Puttchen bringt die am letzten Sonnenstrahl entzündete Leuchte, ein größeres Bäcklein die blanke Weltkugel. Und schon schleppen auf Aphrodites Wink Tritonen eine Riesenmuschel heran. Hurtig ist die Fackelträgerin bis zur Klippe geeilt, die Meermänner heben die Muschel mit der holden Last auf, der jüngste singt auf dem Horn einen gar nicht wehmüthigen Abschiedsgruß, — und langsam entgleitet der lichte Geist so dem Auge. Noch ein Schimmern der Leuchte durch rosige Wolken. Kein Scheiden; eine Trennung für kurze Stunden nur. Wie könnte der Geist des Alls je dem All ganz verschwinden? Auch keine Abschiedsstimmung also. Das Wasservolk jauchzt, die Waldbewohner jubeln, muntere Meermädchen winden aus Schilf und Seerosen einen Kranz und krönen den greisen Schöpfer, der lächelnd auf das Geschaffene niederschaut. Und siehe da: es war sehr gut.

Die Nacht senkt sich sacht auf die Insel der Toten herab.

Woher die wohlstammten mögen, denen sie zu letzter Ruhstatt den Kraterstein öffnet? Denen der Tod kein Schreckbild, die Einsamkeit keine ängstende Vorstellung ist? Die unter Anadyomenes Lächeln erwachen, die tönende Seele alles Geschaffenen hören und den Geist der Natur noch in Wolken erkennen? Denen alte und neue Götter zu leben scheinen, nur der Eine nicht, der Menschenschicksal und Menschenschuld aus einem Gewissen erwachen ließ, einem Gut und Böse scheidenden, unterscheidenden Organ, das nur Adams Söhnen zu Theil ward? Hellas kann ihre Heimath nicht sein. Sonst sähen wir Musikanten, Klageweiber und Laudatoren, sähen die Schaar der Verwandten den Leichnam unter Erdschollen bestatten, der Persephone opfern und sich dann zum Perideipnon vereinen. Wann hätten Hellenen bodsbeinigem Waldvolk und feisten Meerbewohnern die Totenwacht überlassen? Einem Römer wäre der trauernde Nime gefolgt, wäre noch bei der Gruft aus Spezereien ein Ehrenfeuer entfacht worden. Und aus christlichem Land? Nein: nie ward diese Insel vom Athem des Christengottes berührt, der den Menschen schuf, daß er herrsche über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Nicht einem Herrscher wanden die Nereiden den Kranz. Und Der ihn trägt, brach nie vor dem Kreuz in Nöthen zusammen.

Auf der Leiter unserer historischen Erinnerungen können wir dieses Riff nicht erklettern; sie reicht nicht bis an den Punkt, wo diese Welt zu ent-

räthseln ist, die nie wirklich war und dem guten Europäer dennoch vertraut scheint, seit ein Dichter sie schuf. Der Dichter heißt Arnold Böcklin. Er wurde 1827 in Basel geboren und ist 1901 in Fiesole gestorben. Er hat nur in Farben und Formen zu uns gesprochen, nie sein Wollen erklärt, nie selbst den Sinn seiner Schöpfung gedeutet. Der Mahnung war und blieb er immer treu, die Paul Heyse ihm 1877 als Weihnachtsgeschenk nach Florenz sandte:

Kunst ist ein Schatz und Geister hüten sein.  
 Wer glaubt und schweigt, kann ihn heraufbeschwören;  
 Wer spricht, Dem wird der Zauber nicht gebehn.

Die Schweizer sind nüchterne Leute. Auf die Gletscher, die sie von unten sehen, wagen sie sich nicht gern; ein stolzer Anblick, doch der Aufstieg allzu steil. Selten nur nimmt ihr Geist von der glatten Heerstraße einen höheren Flug; in der großen Natur blieben sie kleine, emsige Menschen, blieb alles Pathetische ihnen fremd. Wie oft aber, eh man sein Nahen noch ahnt, der launenhafte Föhn durch die Kantone streicht, so öffnet ganz plötzlich der Schweizer stiller Sinn sich der muthwilligsten Phantastik und der Fremde sieht staunend, wie diese sonst so ernsthaften Menschenbilder zu lachendem, jubelnden, tollen Leben erwachen, als sei die Sauserzeit da, der junge Wein mit seinem Regiment schwerer Rausche, von dem ein zürcher Staatschreiber gesagt hat: „Wenn er gut ist, so ist man des Lebens nicht sicher unter ihnen und sie machen einen Höllenlärm; die ganze Stadt duftet nach jungem Wein und die Seldwylser taugen dann auch gar nichts.“ Ein solcher Urschweizer war Meister Gottfried selbst. Für ihn hatte Alles seine Zeit, mußte Alles sein ordentlich auseinandergehalten werden; erst das Amt, dann, nach einem dicken Trennungstrich, die Dichterei. In die Altensube nahm er den Poeten nicht mit; und wenn er betrachtsam saß und auf den fernhin ziehenden Bergnebel allerlei Legenden, lustige und leidige Geschichten malte, durfte der Staatschreiber nicht dreinreden. Der Basler, der an des zürcher Freundes letztem Bett stand, war von anderem Schlag. Zwar mit dem Handwerk nahm er so ernst nur wie je Einer in den Urkantonen. Darin gleicht er gar nicht den Jungen, die ihr Künstlermartyrium durch die Salons schleppen, den Philister grimmig verachten, bis er für ihr Farbengestammel einen guten Preis bietet, nur von Stimmung, Genie, Impression und Intuition sprechen und sich über den Troß unendlich erhaben dünken; eher den Alten, die vor allen Dingen ihres Handwerks Meister zu werden trachteten. Wie hat er sich, Jahrzehnte lang, mit der Technik geplagt! Das Tagebuch Rudolfs

Schick, das Herr von Tschudi herausgegeben hat, zeigt uns den von der Oelmalerei zu den Temperafarben sich vorwärts Tastenden, der rastlos sein Werkzeug zu bessern bemüht ist, alle Bindemittel versucht, alle Rezeptbücher kennt, Leonardo so gut wie Tonnini, und an Leim und Firniß, an Kopaivenbalsam und eine neue Art der Enkaustik so viel Denkraft verwendet wie an die tiefsten Mysterien der gestaltenden, Form und Farbe gebenden Kunst. Da hören wir ihn die pompejanischen Maler rühmen, die auf ihn so mächtig gewirkt hatten. „Obgleich Handwerker dem Stande nach, sind sie doch größere Maler gewesen als alle späteren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Es ist zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit und Schönheit sie Alles so anzuordnen verstanden haben, daß Eins künstlerisch wirksam auf das Andere war. Man erstaunt, wie groß ihre Kenntniß der malerischen Mittel war, wie sie durch Härten das Eine weich, durch weiche Formen das Andere hart erscheinen ließen.“ Keine Spur von dem üblichen Ateliergeschwätz; kaum je wird eines Lebenden Leistung gestreift, fast immer ernst und sachdenklich des Handwerks Schwere erörtert. Doch da liest man auch die Sätze: „Beim Komponiren muß man nie vom malerischen Effekt ausgehen, sondern stets von der Sache selbst und darauf achten, daß sie zur klaren, naturgemäßen Erscheinung komme. Beim Dichten würde man gewiß nicht vom Außerlichen, dem Versfuß oder Dergleichen, ausgehen, sondern zusehen, ob dieser zur Idee paßt oder nicht. . . Im Vergleich mit Tizian, der immer ein voller Künstler war, ist Rembrandt ein kleines Talent, das sein Hauptaugenmerk auf das Machen gerichtet hatte.“ Solche Sätze entschleiern den Mann. Der hätte sich mit dem Tagwerk eines Altenschrifters nicht abgefunden. Der konnte immer nur Einer sein, konnte nie Anderes thun als: die vom inneren Auge geschaut Welt mit der klugen Sorgfalt des Handwerksmeisters gestalten. Dem war Phantasie nicht ein zartes Seelchen, das man, ist das Amt erst betreut, für festliche Abendstunden zu Gaste läßt und, wenn die Pflicht ruft, wieder heimsticht. Gottfried Keller konnte schreiben:

Die Phantasie thut wie ein Kind,  
 Das einsam Kränze windet,  
 Bald lacht und plaudert mit dem Wind,  
 Bald einen Schwanz erfindet  
 Und wunderliche Märchen spinnet,  
 Dann innehält und traurig sinnet.

Böcklin hätte sich über das Wesen der Phantasie nie den Kopf zerbrochen. Er war nicht von Denen, die im Fieber, im Rausch schaffen und, wenn die Wonnen der Zeugung gewichen sind, stauend vor ihres Werkes

Wundern stehen. Was ihm entstand, war ihm nicht ein „wunderliches Märchen“, war die gewollte Spiegelung seiner Weltvision. Die trug er mit sich, ob er nun malte, schweigsam durch die Landschaft schritt oder mit guten Gefährten beim Trunk saß. Die war sein Eigenstes, war fester Besitz, nicht aus einer Wallung, einem Erregungszustand geboren, und ihm so natürlich, so selbstverständlich wie das Licht der Sonne, wie Fluth und Ebbe des Meeres. Der Handwerker konnte irren, sich verzeichnen, die Linie eines Frauenkörpers entstellen, der Muse einen Sitz zimmern, der keines Menschenleibes Wucht zu tragen vermöchte; in die Einheit der Welt des Dichters drängt nie sich störend ein fremder Zug. Da ist Alles, wie es sein muß, wie vor des Schöpfers Auge, als er am Abend des sechsten Tages zufrieden auf das Geschaffene sah. In Böcklins Bildern ist die große, majestätische Stille der göttlichen Genesis. Sie spricht nicht Jedem. Doch wer ihre Sprache vernimmt, Der muß auch fühlen: hier waltet nicht eine Zufallsstimmung, eine Poetenlaune, hier ist nicht einem ungemein begabten Künstler „Etwas eingefallen“, — nein: hier spricht in Formen und Farben ein Mensch, der so sprechen muß, dem die Kunst nicht ein räthselhaftes Martyrthum und nicht ein schöner Luxus ist, sondern das Mittel, sich zur Welt in das Verhältniß zu setzen, das sein Wille zum Leben gebieterisch fordert. Daher die fast rucklos zu nennende Ungerechtigkeit gegen Rembrandt, der so komplizirt, so im goethisch tadelnden Sinn modern war, so „vielseitig“, immer bereit, Alles zu malen, was ihm vor den Pinsel kam; daher die grenzenlose Ehrfurcht vor Tizian, der sein Leben zum Kunstwerk machte, in einer Zeit stolzer Mäcene und demüthig dienernder Palettenvasallen als ein König mit Königen verkehrte und sich selbst und seinem Stil stets getreu blieb. Daher auch die Unduldsamkeit, die alles der eigenen Natur Fremde schroff ablehnt. Als die Spanier in Rom Bilder ausstellten, auf denen Kranke, im Elend Sterbende und Gestorbene zu sehen waren, sagte Böcklin zu Schick: „Nur niedrige Naturen können bei solchen Stoffen über das Unheimliche und Bedrückende fortsehen und vielleicht in der geschickten Technik oder in der brillanten Malerei Entschädigung finden. Die Malerei sollte nur Erhebendes und Schönes oder doch unbefangene Heiterkeit darstellen wollen und nie Elend.“ Das ist gar nicht schweizerisch nüchtern gesprochen; eher schon olympisch. Nein: dieser Schweizer, der an allen Quellen italischer Kultur den Durst gelöscht hat, ist nicht aus der Stammesart der Eidgenossen zu erklären, denen der Föhn und der Sauser nur manchmal die Zunge löst, das trägt fließende Blut zu rascherem Lauf vorwärtstreibt.

Auch der Versuch, ihm Ahnen zu finden, bringt wenig Gewinn. Vielerlei Kunst muß auf den Mann gewirkt haben, der in Basel und Zürich, in Rom, Neapel, Florenz, in Paris, Düsseldorf, Weimar und München sich strebend bemühte. Wie bestimmend die Pompejaner in seine Entwicklung eingriffen, hat er selbst gesagt; und was er von Marées empfing, von dem armen Hans aus Genieuland, der mit der Lebensarbeit nicht fertig wurde, lehrt ein Gang durch das Schleißheimer Schloß. Schirmer war seiner Jugend Lehrer, Dreber sein erster Freund in Apoll. Auch Anderen kann man ihn bequem vergleichen: Rubens und Goya, Poussin und Claude, Preller und Feuerbach, Burne-Jones und Puvis, Klinger und Thoma, Moreau und Watts. Wem nicht? Nur kommt nicht viel dabei heraus. Höchstens ein guter Artikel, wenn kluge Kunstbesprecher sich der Sache annehmen. Doch wird an die Wirksamkeit des Besprechens nicht mehr geglaubt; es macht die Kranken nicht gesund, die Blinden nicht sehend. Herr von Tschudi, der fein fühlende, fürstlichen Wünschen leider noch allzu willfährige Direktor der Nationalgalerie, hat gewiß Recht, wenn er der Klage, der Dichter sei mehr als der Maler Böcklin gewürdigt worden, von seiner Höhe herab den Seufzer folgen läßt: „Es scheint in der Natur aller Kunstschreiberei zu liegen, daß sie über allgemeine Charakteristiken und mehr oder weniger begründete Urtheile eines, wenn es das Glück will, gebildeten und vorurtheillosen Geschmacks nicht hinauskommt. Von Gelehrten oder Schriftstellern ausgeübt, haftet ihr nicht bloß bei allen technischen, auch bei den subtileren Fragen einer angewandten Aesthetik ein dilettantischer Zug an.“ Wer hätte Aehnliches nicht schon von Künstlern gehört? Es ist eine alte Klage, daß die wahren Valeurs eines Bildes von den dem innersten Wesen der Kunst fremden Beurtheilern kaum je analysirt, gewöhnlich nicht einmal empfunden werden. Doch darf man erwidern, daß Werke der bildenden Kunst nicht nur für die Sachverständigen geschaffen sind und es gestattet sein muß, selbst den Dilettanten, die in bescheidenem Anschauen von ihnen empfangenen Eindrücke weiterzugeben. Die schönsten Vergleiche, die längsten historischen Wanderungen fördern freilich den Künstler nicht; auch ihm aber kann der Versuch nicht unwillkommen sein, bis zur Spitze des Bildes und seines Bildners vorzudringen. Am Ende kommt es, trotz dem schlimm mißbrauchten Schlagwort *L'art pour l'art*, doch auf die geistigen Werthe, auf den Gefühlsinhalt eines Bildes an. Der wirkt, mehr als alles technische Raffinement; und wirken will jeder schöpferisch Starke. Was bleibt uns, denen die Maltechnik ein Buch mit sieben Siegeln ist, denen vielleicht auch die Fälle der Vergleichsmöglichkeiten



fehlt, übrig, als uns, nach Schopenhauers Rath, vor ein Bild hinzustellen wie vor einen Fürsten, dessen Ansprache man respektvoll abzuwarten hat, und es nicht selbst anzureden, weil man dann nur die eigene Stimme vernähme? Böcklin wäre mit solchem Betrachter zufrieden gewesen, zufriedener wohl gar als mit Einem, der sich eifernd bemüht hätte, des Schweizers Stammbaum nachzuzeichnen. Böcklin hätte sich auch nicht beklagt, weil der Dichter in ihm mehr als der Maler geschätzt wurde. Er hat uns in einem Bilde Poesie und Malkunst als Schwestern gezeigt, die aus einem Quell schöpfen. Under hatte dem Lauf der Welt lange genug zugehört, um zu wissen, daß, was Einer ist, was er als Persönlichkeit zu bieten hat, immer mehr gilt, als was er kann. Wer's nicht glaubt, hat nicht lange genug hingesehen.

\* \* \*

Was war uns Böcklin? Warum ging, als die Kunde von seinem Tod kam, ein Wehruf durch die germanische Welt, als sei ihr ein Allerhalter geraubt, ein Erlöser, ein Führer zum Licht? Dieses große Klagen halfte nicht dem Maler nach, nicht dem mächtigen Könner, dessen Landschaften, dessen Portraits in jedem Zuge den Meister loben und der — Stauffer rief es früh schon der Achenbachgemeinde zu — das Meer gemalt hat wie Keiner vor ihm. Das Scheiden des Dichters wurde beweint. Doch das Wort ist arm und eng. Wer will sich vermessen, dieser allumfassenden Kunst Grenzen abzustechen, wer empfinden und sich unterwinden, zu sagen, welchem ihrer Elemente die stärkste Wirkung beschieden war? Arnold Böcklin hat den Menschen eine neue Mythologie, den Traum eines neuen Lebens in junger Schönheit geschenkt. Diese Schöpferthat hebt ihn über die Schaar der kräftigsten Könner, der amüsischen Menzel hinaus in das reine Reich Dessen, der uns nicht der Dichter des Werther, der Iphigenie, des Faust ist, sondern Goethe, der Mann seines Werks. Menzels Preußenbilder, seine subtilen Gnomenkünste, die dem nordostdeutschen Rationalismus den passendsten Ausdruck fanden, wird man noch lange rühmen. Wer von Böcklin spricht, denkt nicht an die einzelnen Bilder, die verstreut und den Meisten nur aus Reproduktionen bekannt sind, sondern an den Bringer einer neuen Vision, an den Mann, der den tiefsten Born der Naturphantasie aus dem Schutt der Jahrtausende grub. Der wurde verhöhnt. Den hätten die Pfaffen aller Bekenntnisse, auch die des Materialismus, gern mit dem Bannstrahl getroffen. Der hat sich, wie nie seit der Renaissance ein Maler, die Herzen erobert.

Daß er kein zuverlässiger Kirchenchrist war, rochen die Frommen gleich. Er hat Bilder aus dem christlichen Ideentreise gemalt. Einen Bäter, der am Abhang vor dem Kreuz auf den Knien liegt. Aber da ist die wilde Felschlucht die Hauptsache, die ungebrochene Kraft der Landschaft, die des furchtjam weggekrümmten Erdwärmes zu spotten scheint. Einen Eremiten, dessen ganzer Leib in einem frommen Gefühl inniger Hingabe bebt. Doch diese Ekstase schuf nicht der Heilige an der Zellenwand, sondern die Heilige Caccilia: der greise Mönch ist ein Künstler und dem Gesang seiner Geige lauschen die lieben Englein, die so am Ende gar noch auf Abwege kommen. Einen Sankt Anton, der den Fischen predigt. Der möchte, als eine Krone der Schöpfung, überlegen scheinen, blickt aber blöhdumm drein, die Fische halten ihn für einen Narren und der dickste und angesehenste scheint, mit höhnisch hängender Lippe und aufwärts gelehrtem Augapfel, dem Prediger an der Wasserwüste zuzurufen: Du kannst lange reden, ehe Du uns ins Garn lockst! Und während oben das Evangelium verkündet wird, sieht man unten die großen und fetten Fische behaglich die kleinen und mageren erschnappen, verspeisen, wie vor der Christenlehre. Auch eine Pieta hat Böcklin gemalt. Ueber den Leichnam des Galiläers hat sich in leidenschaftlichem Schmerz die Mutter geworfen. Nur ihre Hände sehen wir; die eine umkrallt mit gespreizten Fingern des Sohnes Oberarm, die andere wühlt, eine Spur warmen Lebens suchend, im Haar des Gekreuzigten. Nicht einmal das Antlitz ist sichtbar; ein tiefblauer Mantel bedeckt es. Und dennoch fühlt der Betrachter den ungeheuren, den unstillbaren Schmerz der verhällten Frau. Hinter ihr aber thut sich der Himmel auf. Selige Knaben schauen herab auf das Menschenleid und einer, der älteste, streckt, so weit er, ohne aus den Wolken zu fallen, vermag, den Arm nach der Jammernden aus, als wollte er sie am Gewand zupfen und ihr zuwispeln: Hierher sieh, gute Frau, hier lebt Dein Sohn, der nur der Zeitlichkeit starb! Ein wundervolles Bild, schlicht, trotz der leuchtenden Farbe, und wie in einer Wehstunde heiligster Menschlichkeit empfangen; aber zum Kirchenschmuck würde es nicht taugen. Und noch weniger Böcklins Herrgott, der Adam, dem eben Geschaffenen, die Erde zeigt. Es ist nicht der Herr Zebaoth, der gewaltige Führer streitbarer Himmelsheere, auch nicht der düster dräuende Jahwe, der an den Söhnen rachsüchtig die Sünde der Väter straft, sondern der Gott des ersten Kapitels der Genesis, des heitersten, kindlichsten im ganzen Alten Testament, ein guter, hell und freundlich blickender Mann, der an dem Sechstageswerk selbst offenbar die größte Freude hat und den am letzten Schöpfungstage auf

die Seine Gestalten nun gern vor Fährlichkeit und Ungemach bewahrt wissen möchte. Ganz sicher ist er seiner Sache nicht. Das ist begreiflich; denn dieser Adam sieht nicht aus, als sei er geeignet, zwischen dem Gott und dem Thier den Platz zu behaupten, alles auf Erden Lebenden höchster Richter zu sein. Das ist nicht der starke, in Kraftfülle stroyende Adam, den man auf alten Bildern sieht. Das ist ein kümmerliches, knabenhaft unreifes Wesen, das zu früh zum Leben erweckt scheint, die nackten Glieder noch nicht zu brauchen versteht und verlegen, in fast komisch wirkender genirtter Haltung, in die fremde Welt hineinblinzelt. Ist dem Schöpfer der erste Versuch nicht völlig gelungen? Nahm er den Thon noch zu weich? Und soll aus erneutem Bildnerbemühen mählich erst der Typus entstehen, den der gute Gott für seine Zwecke ersehnt, der die Erde zu bevölkern und sich unterthan zu machen, der Gewaltthat Starke zu wehren und die Schwäche zu schützen vermag? Das Bild verräth einen kindlichem Wunderglauben offenen Sinn, aber es würde in keines anerkannten Kultes Dome passen. Es erinnert ein Bischofen an Renan, der unter einer sanften Skepsis immer, wie unter dünner Haut das pochende Herz, einen reichlichen Rest unausrottbarer Frömmigkeit barg und, nach Niezsches boshaftem Wort, auf lebensgefährliche Weise anzubeten verstand. Und noch an einen anderen Franzosen wird vor diesen germanischen Legendenbildern die Erinnerung wach: an Taine, der gesagt hat, zwischen einem Buchenplatz im versailer Park, einer philosophischen Folgerung Malebranches, einer Poetenkunstvorschrift Boileaus, einem Hypothesegesetz Colberts und einer Sentenz Bossuets über das Gottesreich könne der tiefer dringende Blick den Zusammenhang spüren, weil alle diese scheinbar so verschiedenen Bethätigungen bewußten Willens aus einer allen zugleich Lebenden gemeinsamen Kollektivstimmung hervorgegangen seien. Böcklin braucht von Condillac und Saint-Pilatre, braucht von Darwin und Comte nie gehört zu haben; in seinem grenzenlos prangenden Phantasie-reich scheint er uns von dem festen Boden der Positivisten recht weit entfernt. Und doch hat der unsichtbare, geheimnißvolle Chor, von dem die alten Dichter flüsteren, der brausende Chor der einer Zeit die Stimmung gebenden Mächte auch in sein Ohr verwehte Töne gesandt. Als sein gestaltender Sinn sich in Manneskraft regte, war diese Stimmung nicht mehr fromm, nicht mehr anthropocentrisch. Das merkt man; diese Bilder konnten nur im neunzehnten Jahrhundert gemalt werden, in einer Zeit naturalistischer Welt-auffassung und einer entwickelten Technik, von der Böcklins Höhensehnsucht die Lösung des Flugproblems hoffte. Auch Tizian, den er so innig verehrte, fand

für Magdalena und Laurentius keinen christlichen Ton; er war zu stark, zu sehr herrenmoralischer princeps, um dem den Schwachen gepredigten Evangelium mit der gehörigen Andacht lauschen zu können. Das nazarenische ersetzte er durch das hellenische Ideal und auf seiner Leinwand wurde die Griechheit wieder „Maß, Adel, Klarheit“, wie später es Schiller verlangte. Mit solchem Nothbehelf hätte Böcklin sich nicht begnügt. Er hatte aus vollen Bechern hellenische Schönheit geschlürft, das große Lebensgefühl im Tempel der unathyrischen Göttin nitogefiret, über der wir ein Grieche geworden, sondern ein Kind der modernen Welt geblieben, die sich ohne überirdische Vermittler ihres Daseins Ursprung zu erklären sucht. In dieser Welt schien er ein hoher Fremdling und war doch, auch er, ihr Sohn. Seine Muse ist keine griechische, seine Maria keine christliche Gestalt. Vor dem Bild seiner Pieta fühlen wir den Schmerz der verwaisten Mutter, aber wir glauben nicht, daß diese Mutter einen Gott gebar. Die Fische, denen sein Anton predigt, sind aus dem selben Stoff wie der sich heilig Dünkende gezeugt. Seine Meeremädchen gleichen italischen Dirnchen von heute aufs Haar, bis aufs modisch geknüpft, kunstvoll gekräuselte Haar. Mögen wir seine Geschöpfe mit der Antike entlehnten Namen bezeichnen, weil uns andere fehlen, sie Aphrodite, Pan, Nereiden, Tritonen nennen: mit der versunkenen Welt der olympischen Götter haben sie nur das unvergänglicher Natur Entstammte noch gemein. Der Künstler, der Jahrzehnte lang die Flugmaschine besann, war kein Ikarus, doch auch kein frommer Christ, dem alles Leben in der Zeitlichkeit nur die Läuterung zu reineren Daseinsformen bedeuten soll und der schon deshalb so dreisten Strebens sich niemals vermessn dürfte. Ueber Den hatte nicht Paestum, nicht Golgatha Gewalt, kein Phœbus und kein Galiläer. Der sang einem anderen Herrn.

Er hat ihn uns gezeigt, in Wolken, wie seit Jahrtausenden jeder Prophet seinen Gott. Ein Gebirge, das dem Menschenblick unersteigbar scheint. Auf halber Höhe des Riesenrückens ein Olivenwald, dessen silbernes Laub wie zerfezt ist von der Peitsche des Sturms. Weiter oben hört die Bewaldung auf; nur nackter Felsstein noch, starrer Fels und rissige Wolken, die des Windes Wuth vor sich her jagt. Und ganz oben, auf der höchsten Spitze des bräunlichen Steins, hart unter dem schweren Goldrahmen, ein gefesselter Leib. Wolken ziehen über ihn hin. Wasserbäche stürzen unter ihm herab, stürzen vom Fels ins purpurne Meer, das mit weißem Gischt das Inselgebirge umtobt. Will die Brandung hinauf, den Gefangenen von der Fels Spitze spülen und, wenn über dem Stein sich der Strudel geschlossen hat, bei

Sturmgeheul die Wiedervermählung der seit Aeonen geschiedenen Elemente feiern? Liegt da oben Odins Sohn in des Winters unbarmherziger Haft? Doch Baldur denken wir zarter, lenzlicher. Der auf dem Bergrücken gleicht eher einem Herakles. Wie hünenhaft muß er sein, da er auf solcher Höhe noch so gewaltig wirkt! Es ist, als drückte die Wucht seines Leibes die Felsmassen auf den Meeresspiegel herab, als wäre für solcher Gigantenglieder Klaftermaß selbst auf dieses Bergrückens Breite kein Raum. Wenn der Mann aufstünde und sich zum Kampf stellte: Der wäre stärker als der Sturm, als die Fluth, als der Fels. Doch er kann nicht aufstehen. Hand und Fuß ist ihm gefesselt und er sieht mehrlos, willenlos, in stummer Ohnmacht dem wilden Spiel der Naturgewalten zu. . . Der Meister, der seiner Kunst Kinder nicht selbst taufen mochte, ließ dieses Prometheus nennen. Name ist Schall und Rauch. An die aeschyleische Welt darf man nicht denken, eher an den entfesselten Lichtbringer Shelley's, des Herrlichen, der einem Menschen nicht besseren Nachruhm wußte als das Wort: He was made one with nature. Das ist's. Der da oben liegt und dem Gedröhn der Brandung lauscht, ist der ewig allmächtigen Natur natürliches Kind, ein Theil ihrer Kraft, wie die Woge, der Fels, der wolkige Dunst, am Delbaum das welkende Blatt. Keinem Götterherd stahl er das Feuer und aus seiner Leber haucht sich kein Himmelsvogel das Mahl. Im großen Strom des Lebens hat er mit den Elementen gekämpft, hat für eine Weile sie in seinen Dienst gezwungen und ward von ihnen dann wieder entthront. Nun liegt er in Ketten auf rauhem Stein, lernt, der den Herrn spielen wollte, sich wieder als dienenden Theil fühlen, lernt des Willens Unfreiheit und die Grenzen der Menschheit empfinden und Wind und Welle donnert ihm zu, wie so oft den von der Hybris Befessenen: Bis hierher durdest Du gehen und niemals weiter! Hier ist Deiner Menschheit Grenze! Was vermöchte des Adlers scharfer Schnabel gegen die demüthigende Qual solcher Erkenntniß?

\* \* \*

Für Böcklin war sie keine Qual. Er hat sich selbst einmal gemalt, wie er dem Scheidelied lauscht, das grinsend der Tod ihm geigt. Also auch einen Menschen, der auf der Mittagshöhe des Lebens an der Menschheit Grenzen gemahnt wird. Ruhig, fast heiter sinnend, horcht er der fremden Weise; und wenn der Knochenmann ausgefiedelt hat, wird der Künstler sagen: Sterben? Ja; ich weiß. Sterben müssen wir, wie im Spätherbst das

fallende Blatt, wie der Veu und das Lamm, wie Alles, was krencht und fleucht, wächst und im Erdschoß wird. Habe mich nie besser gedünkelt als anderes Bodengewächs, mich nie für ein Krönlein der Schöpfung gehalten. Laß mich ungestört malen! Und wenns so weit ist: ohne Schlottern will ich Dir folgen. Ein Theil des Theils, der wir waren, bleibt zurück, als Dünger zu neuer Ernte. Noch andere Bilder treten in leuchtenden Farben hervor. Ein Weermann schlägt die Harfe. Ein fetter, häßlicher Gefell; aber in seinem geräumigen Auge ist echte Andacht. Ein Mädchen, halb Jungfrau, halb Fischguck, um dem Saitenspiel der Finger zu folgen, über des Dickens Schulter und singt aus vollem Hals. Auch drei andere Mädchen singen, mit besonderer Inbrunst eine reifere Schöne, die auf dem Rücken liegt und sich wohligh am Hängewandt des Harfners reibt, und hinten plärren ein paar scheufällige Kerle im Chorus mit. Oder: Aus einem weißen Strandschloß naht ein Zug. Schimmelreiter in rothen Röcken. Die Pferde traben durch tiefes, hellgrünes Gras; wohin? Aus den goldenen Trompeten der Reiter steigt schmetternd ein Lied in die Luft; wem zur Luft, wem zur Ehre? Und wem huldigt, auf einem anderen Bild, während ein mit weißen Rosen bekränzter Centaur die schönste Frau durch die Fluth trägt, das Lied der lächelnden Najaden? Wem singt all dies fremde Volk? Es scheint nicht unsterblich. Aber es lebt, freut sich der schwellenden Fülle der mütterlichen Natur und preist in heiteren und doch frommen Chorälen frohen Behagens voll des Alls Herrlichkeit. . . Ruskin unterschied zwei Pfade zur Kunst; den einen, meinte er, wählen die Künstler, die eine Wahrheit verkünden wollen, auf dem anderen wird die feine Linie, der tönende Reiz der Farbe gesucht. Böcklin hat gelehrt, daß die beiden Pfade nur eine papierne Wand trennt. Wie oft mag ein Farbenreiz eine atmosphärische Vision ihn angeregt haben! Und doch hat auch er, gerade er, eine Wahrheit verkündet. Er fand die Himmel leer, den alten Glauben verbraucht, die Natur wie eine feindliche, des Bändigers spottende Bestie vom Menschenneid gehaßt, vom Menschenhochmuth verachtet. Und dabei ein dumpfes Raunen ringsum, ein geschäftiges Wispern aus der Wochenstube, wo eben eine neue Weltanschauung sich dem Leib Europens entband. Er wurde ein Schöpfer; ihm gelang, was Goethe von seinem Helden vollendet wünschte: die Vermählung germanischer mit hellenischer Kultur. Nicht morsche Trümmer einer entschwundenen Zeit grub er aus dem Schutt. Auch die Alten hatten ihre mystischen Vorstellungen nicht fertig von Philologen und Antiquaren bezogen. Auch ihre Phantasie ward durch das Mähen des Menschen befruchtet, des eigenen Wesens Art und die dunkle Räthselwelt sich

selbst zu erklären. Wenn dieser Vorgang sich in eines Modernen Seele wiederholt, ist die Geburt eines neuen Glaubens gewiß; und ist diese Seele eines starken Künstlers, so zwingt sie den Betrachter in ihren Bann. Der steht nun und staunt. Das ist nicht Pallas. Das Weib, das die schillernden Lachschenkel auf der Klippe spreizt, ist nicht Horazens mulier formosa superne. Hier waltet eine neue Morphologie, die den Professorenzorn Dubois-Reymonds erregen mußte. Hier singen, jauchzen, trauern, kosen die Elemente. Und in allen ist, was wir anmaßend Menschlichkeit nennen, und in allen Menschen ist von den Elementen ein Theil. Wie nah der Mensch dem Thier verwandt ist, sehen wir hier, denken an Ibsens über die Kraft hinausstrebenden Bildhauer, der auch Arnold hieß und den Menschen Thierköpfe weißelte, und lernen ahnen, wie in Jahrmillionen mählicher Entwicklung die Gattung homo sapiens entstand und nach ihrem Ebenbilde den ringsum geheimnißvoll webenden Kräften Gestalten gab. Das ist nicht Pallas. Dieses Wasser fließt nicht im Bett des Peneios, der Pferdensch mit dem blanken Falbenrücken und dem Kranz weißer Rosen im Greisenhaar heißt nicht Chiron, in diesen Heiligen Hainen wird nicht der Pallas Athene geopfert. Der diese Wunder schuf, stand frei auf eigenem Grund, kannte keinen Donnerer Zeus, fragte nicht in Delphi um Rath. Der gab uns die Bilderbibel einer natürlichen Schöpfungsgeschichte. Und er blieb heiter, in rastlosem Schaffen. Aller Modernen Seelen verdüsterten sich, suchten ein neues Ideal, einen beglückenden Mythos, und fanden nichts als tote Theorie, die des Lebens goldenen Baum ihnen hinter Folianten verbarg. Arnold Böcklin rettete den festlichen Schwung der hellenischen Lebensauffassung in die entgötterte Welt. Er ließ sich seine Eitelkeit nicht stören und blieb, ob draußen die Sonne schien oder der Sturm um die Heimathberge brüllte, sich selbst getreu. Ariosto war des Belesenen Liebling. Den geleitete er zu Orlando und Angelika, Dem folgte er gern auf stille Inseln, in einsame Thäler, zu anmuthig natürlicher, gar nicht zimperlicher Sinnenfreude und nie verblühendem Scherz. Und schön fügt es sich, daß besser noch als auf den Schüßling Ferraras auf seinen basler Bewunderer paßt, was Goethes Antonio am Werk Ariostens rühmt, dessen Stirn er mit bunten Blumen von Leonore geschmückt sieht:

Wie die Natur die innig reiche Brust  
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,  
So hüllt er Alles, was den Menschen nur  
Ehewürdig, liebenswürdig machen kann,  
Ins blühende Gewand der Fabel ein.  
Von seltenem Geflügel ist die Luft,

Von fremden Heerden Viel' und Busch erfüllt;  
 Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,  
 Die Weisheit läßt von einer goldenen Wolke  
 Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,  
 Indes auf wohlgestimmter Laute wild  
 Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint  
 Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Als Ariost dem Kardinal d'Este, seinem Brotherrn und Gönner, den Rasenden Roland vorgelesen hatte, fand der bairische Praelat nur die Frage: „Mein guter Ludwig, woher hast Du bloß all diese Poffen und Potengeschichten?“ Wie oft hat Böcklin solche Frage gehört! Und sein Brotherr, sein Richter war nicht ein Maecen, sondern des Publikums Majestät.

Jetzt wird er bewundert. Als der Ferge den Kahn, der den toten Leib an den Strand der Cypresseninsel trug, vom Ufer abstieß, liefen die Leute zusammen. Es gab kein Getöse, wie wenn ein Großer der Erde stirbt, ein gekrönter Tragöde oder eine alte Frau, die der Menschheit nichts war als ein Name und ein Purpurfleck am Horizont. Gerade die feinsten Köpfe aber durchzuckte schmerzend der Gedanke: Uns ging ein Erlöser aus Alltagsjammer und Lebenskessel. Und heute schon darf man voraussagen, daß Böcklin ein homerisches Schicksal bechieden sein wird. Ja, werden im vierten Jahrtausend die historisch Gebildeten sprechen, da war Einer, der allerlei wunderliche Visionen malte, ein Pangläubiger und Pantheist, der hoffte, die Menschheit werde bald in die Himmelhöhe den Flug wagen können, und ihrem Sehnen das Werkzeug suchte. Erst höhnten, dann vergötterten sie ihn. Und nun wird ihm diese Fülle der Gesichte zugeschrieben, ihm allein, wie die ganze Griechenthologie einst dem blinden Homer. Welche Thorheit! Ein Mensch, und sei er der mächtigste Lyriker aller Tage gewesen, hätte diesen Kosmos kunstvoll gefügt? So das Meer, den Wald, finstere Schluchten und helle Thäler gesehen, von Lichthelden und Ungeheuern, von Engeln und Drachen geträumt, so in Göttern, Menschen und Thieren die Spur eines Ursprungs gewiesen, für alle Zeiten so gezeigt, wie das Leben sich und wie die Legende entwickelt, höher hinauf oder tiefer herab, je nach dem Stand des Betrachters? Nein: dieses All kann kein Einzelner, kann nur der Genius einer ganzen Epoche geschaffen haben. . . Wie das Wasser voll lachen wird! Menschenleiber zerfallen, Menschennamen verweht der Wind. Ein Theil des Theils aber, der wir waren, bleibt auf der Erde zurück und düngt zu neuer Ernte die Flur. M. S.